Auch die Sterne können reden.

Roman

von

Philipp Galen.

Dritter Band.

Leipzig, 1879.

Verlag von Carl Zieger.

Inhalt des dritten Bandes.

Erstes Capitel.

Ein geheimnißvoller Vertrauensmann.

Nur wenige Minuten mochte der so tief gebeugte Baron in dieser seine ganze Verzweiflung ausdrückenden Stellung verharrt haben, als ihm eine ungeahnte Erlösung aus so schwerer Pein zu Theil werden und, gleichsam wie ein aus der Dunkelheit auftauchender Stern, ein hellstrahlendes Licht aufgehen und seinen ferneren Pfad wohlthuend erleuchten sollte. Denn ganz leise und von ihm anfangs unbemerkt, öffnete sich die Thür, die nach Thusnelda's nebenan liegendem Zimmer führte und diese selbst, durch die in des Vaters Stube herrschende Stille in den Glauben versetzt, daß beide Männer es bereits verlassen, trat herein. Als sie aber gleich darauf den Baron so dicht vor sich sah, erschrak sie sichtbar und wich augenblicklich in ihr Zimmer zurück. Aber da war auch sie schon bemerkt worden, denn Armin hatte das leichte Rauschen ihres

seidenen Kleides vernommen und sofort sprang er von seinem Stuhle auf und, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt ihr nachgezogen, folgte er ihr in ihr Zimmer, dessen Thür er sogleich hinter sich schloß. Ach, und wie friedlich und heimisch sah es in diesem stillen Raume aus, und doch wie stürmisch waren die Herzen der beiden Menschen bewegt, die hier nun so unvermuthet ganz nahe vor einander standen und sich mit Blicken betrachteten, die viel lauter und deutlicher ihren inneren Seelenzustand aussprachen, als es Worte vermocht hätten.

„Verzeihen Sie," sagte Thusnelda zuerst, die ihren schon lange thränenden Augen nicht gebieten konnte, ihren tiefen Schmerz zu verhüllen, „daß ich Sie in Ihrem Nachdenken unterbrach, aber ich glaubte nicht, daß noch Jemand in meines Vaters Zimmer sei."

Armin von Strachnitz trat ihr noch einen Schritt näher und seine plötzlich aufblitzenden Augen bohrten sich tief in die ihrigen, als wolle er ihr bisher vor ihm verborgenes Geheimniß darin lesen. Dann, nachdem ein tiefer Athemzug seine gepreßte Brust erleichtert, raffte er seinen ganzen Muth zusammen und stieß mit fast keuchender Stimme, die von seiner noch andauernden Aufregung Zeugniß gab, die Worte hervor:

„Thusnelda! Waren Sie etwa hier im Zimmer,

während ich dort mit Ihrem Vater sprach? O, ich bitte Sie dringend, herzlich, wie ein Mensch in meiner Lage nur bitten kann, sagen Sie mir die Wahrheit, denn jetzt würde jedes Schweigen zwischen uns ein Betrug an uns selber sein."

„Ja!" hauchte Thusnelda ganz leise, „ich befand mich in diesem Zimmer und —"

„So haben Sie auch Alles gehört, was wir zusammen gesprochen?" unterbrach er sie.

„Ja, ich habe es gehört!" tönte es noch leiser von des Mädchens Lippen, während ihr noch immer thränendes Auge den Boden suchte.

„Nun denn," rief der Baron, alle seine Kraft zu einer neuen Anstrengung sammelnd, „warum weinen Sie dann? Thun Sie es aus Mitleid mit mir, dem eine so bittere Abweisung zu Theil ward, oder — haben Sie einen anderen Grund dazu?"

Sie schluchzte statt aller Antwort laut auf und kehrte ihr Gesicht von ihm ab, das sie mit einem Tuch verhüllte.

Er aber eilte ihr nach und sanft eine ihrer Hände ergreifend und sich bemühend, das Tuch von ihrem Gesicht zu ziehen, fragte er mit hochaufwogender Brust: „Thusnelda, ich bitte Sie noch einmal, sprechen Sie mit mir; lassen Sie mich Ihre Stimme und dann

auch mein Urtheil aus Ihrem Munde vernehmen. Verstehe ich Ihre Thränen recht? Aber um Gottes willen, täuschen Sie mich nicht, denn ich bin schon gedemüthigt und gebrochen genug, um auch noch den Schlag ruhig ertragen zu können, nicht die Wahrheit, die ganze Wahrheit von Ihnen zu hören. Und so frage ich noch einmal: haben Sie Alles gehört, was ich mit Ihrem Vater gesprochen und was er mir gesagt?"

Da nahm Thusnelda das Tuch von ihrem Gesicht, sah ihn mit einem so liebevollen Blick an, daß er ihre ganze Seele darin zu lesen glaubte, und sagte so leise, daß er es kaum vernahm: „Ja, ich habe es gehört!"

„Nun," fuhr er fast frohlockend fort, „dann ersparen Sie mir den schweren Schritt einer näheren Auseinandersetzung mit Ihnen. Sie wissen jetzt also Alles, was ich Ihnen bisher verborgen, Sie wissen, daß ich Sie liebe und daß — Sie mir vor der Hand unerreichbar sind."

„Vor der Hand?" fragte sie, wieder in Thränen ausbrechend. „Nein, Herr Baron, so weit ich sehen kann — für immer! Denn Sie haben es ja gehört, ich bin und bleibe nur die Tochter einer gemeinen Bäuerin, der ehemaligen Kuhmagd meines Vaters —"

Sie konnte nichts weiter hinzufügen, er unterbrach sie hastig und, ihre Hand von Neuem ergreifend, in

der sie das Tuch hielt, und sie dadurch näher an sich heran ziehend, rief er mit erschütternder Weichheit aus: „Thusnelda! Was sprechen Sie da? Mir sind Sie etwas ganz Anderes — die Tochter, das Kind einer braven, gefühlvollen Frau, einer Frau, die ihre Pflicht that, lange bevor sie die Aussicht einer Belohnung ihrer Großthat vor Augen haben konnte. Ja, so standen Sie mir immer vor der Seele, so stehen Sie mir auch jetzt wieder vor Augen, und was auch zwischen uns liegen mag, selbst der Eigenwille eines — ja, eines selbst in seinen Irrthümern edlen Vaters, oder sogar der Widerspruch zweier Väter, ich halte es nur für ein leichtes, vorübergehendes Hinderniß, wenn Sie mir dafür Ihr Herz — Ihr ganzes Herz schenken."

Thusnelda's Augen hörten bei diesen sie wunderbar erhebenden Worten zu tropfen auf, sie sahen ihn mit einem seelenvollen, herzinnigen Blick an und dabei reichte sie ihm die Hand, die er kurz vorher losgelassen, indem sie mit ruhiger Stimme und der ehrlichsten Miene sagte: „Herr Baron, da haben Sie meine Hand. Meine Freundschaft wenigstens ist Ihnen gewiß und die kann mir selbst der eigenwilligste, der mächtigste und ahnenstolzeste Vater nicht rauben oder verbieten."

„Ihre Freundschaft?" fragte der Baron, schon jetzt

mit einem Ton in seiner weichen Stimme, der wie ein inneres frohlockendes Jauchzen klang. „O ja, Ihre Freundschaft ist allerdings schon ein schönes, kostbares Geschenk, wenn man so hülfsbedürftig, so beklagenswerth ist, wie ich es jetzt bin; aber, Thusnelda, ich verlange mehr von Ihnen, ich verlange — Ihre Liebe, Ihre ganze Liebe, wie ich sie in meinem von Schmerz und Wehmuth durchschauerten Herzen trage."

Die Thränen kamen ihr von Neuem in die Augen, so sehr sie sie auch zu unterdrücken suchte, aber sie schwieg. Erst allmälig, langsam hoben sich ihre Augen wieder zu ihm empor und sie fragte mit schwer aufwogender Brust: „Ist das Ihr Ernst?"

„So wahr mir Gott helfe, ja!"

Da sah sie ihn groß, fragend, mit schwimmenden Augen an und auch er richtete die seinigen eben so groß und fragend auf sie. Plötzlich aber hatten diese Blicke ihre Wirkung gethan, weder sie noch er konnte dem sie fast erdrückenden Gefühl widerstehen und gleich darauf fielen sie sich lautlos in die Arme und ihre Lippen, wie von einer magnetischen unwiderstehlichen Kraft angezogen, preßten sich fest aufeinander. Einige Secunden verharrten sie so, dem beredtesten Schweigen, welches Seele und Seele, Herz und Herz in eins verschmilzt, dann aber rief Armin in überströmender

Seligkeit, indem er sie aus seinen Armen ließ und mit liebeverklärten Blicken anschaute:

„Thusnelda! Ist es denn wahr, ist es möglich — Sie lieben mich?"

„Ja," hauchte sie mit leisem, aber festem Ton hervor, „ich liebe Sie und schon lange. Schon als Sie noch in Frankreich weilten und mein Bruder Sie als seinen besten Freund schilderte, wandte ich Ihnen unbewußt meine Neigung zu; als Sie aber mit ihm kamen, ich Sie sah und mit Ihnen sprach, da wußte ich, was mein Herz im Stillen getragen und jetzt — wissen auch Sie es."

„O dann, dann ist ja noch nichts verloren, theures, liebes Mädchen!" jauchzte er auf. „Dann ist die Kluft, die uns trennt, nur eine Frage der Zeit, und die Zeiten werden für uns besser werden, sie können nicht so trübe bleiben, wie sie jetzt sind, mir sagt es ein ganz bestimmtes Vorgefühl, und das, das hat mich nie getäuscht und wird mich auch diesmal nicht täuschen."

„Ach, wollte Gott, daß Sie Recht hätten!" seufzte Thusnelda unter Thränen lächelnd auf, „ich wünsche es ja auch aus voller Seele. Aber nun, da wir wissen, wie es in unserm Innern aussieht, da wir wenigstens die Gewißheit haben, daß wir — daß wir einander gehören, so gehen Sie lieber — der Vater könnte

zurückkehren oder Reinhard, der vorher in den Wald gegangen war, mich sprechen wollen, und es steht ja bei Ihnen, uns bald, recht bald wieder zu besuchen."

„Ja, als der Freund Ihres Bruders!" schaltete der Baron mit wehmuthsvollem Tone ein.

„O, ist das nicht schon für's Erste genug?" fragte sie, ihm ermuthigend zulächelnd. „Hat Ihnen mein Vater damit nicht einen großen Spielraum eingeräumt? Ja, o ja, kommen Sie nur einstweilen als Reinhard's Freund — wir wissen ja nun doch, daß Sie — noch etwas Anderes sind!"

Als Armin von Strachnitz diese Worte vernahm und das damit verbundene seelenvolle Lächeln sah, kehrte das volle Bewußtsein seines ganzen jetzigen Glücks in ihn zurück, er schloß die Geliebte seines Herzens noch einmal fest in die Arme und sie widerstrebte ihm nicht. „Ja, Sie haben Recht," sagte er dann, nur mit Mühe seine Lippen von den ihrigen trennend, „das ist schon viel, sehr viel und Ihr Vater ist wenigstens nicht grausam gegen mich gewesen, nein, im Gegentheil, er hat mich sogar mit der Miene eines Freundes eingeladen, wiederzukommen, und mir ist die Gelegenheit geboten, Sie zu sehen und wenigstens aus Ihren Blicken zu entnehmen, daß ich nicht ganz so unglücklich bin, wie ich es noch kurz vorher gewesen

war. O, welche Wonne darin allein schon liegt, begriff ich vorher noch nicht, jetzt aber begreife ich es, und — ich werde sie mir bald wieder zu verschaffen wissen. Indessen, Sie haben Recht — es wird besser sein, wenn ich gehe. Wenn Ihr Vater uns beisammen träfe und dabei nur eine Ahnung gewänne, was zwischen uns vorgegangen, so würde das wieder Alles verderben, was jetzt gut geworden ist. Also, Thusnelda, geben Sie nichts verloren und ich werde es auch nicht thun. Ich habe die bestimmte Hoffnung, daß Alles zwischen uns über kurz oder lang zum guten Ende führen wird. Meinen eigenen Vater lasse ich vor der Hand ganz aus dem Spiel, er würde den ruhigen Verlauf und die Entwickelung unsers Bündnisses durch sein Eingreifen nur noch mehr trüben und verwirren, und es ist ja so schon trüb und wirr genug. Zunächst muß uns Alles darauf ankommen, Ihren Vater für uns zu gewinnen und er ist ja sonst ein so braver und wackerer Mann, daß er unseren Wünschen, wenn er uns so beharrlich, so fest und so treu sieht, schließlich nicht widerstehen wird. — Doch nun noch Eins! Ich habe meiner Mutter, die schon halb und halb mit uns im Bunde ist, versprochen, ihr eine Photographie von Ihnen zu bringen. Sie möchte Sie vorläufig im Bilde kennen lernen und dasselbe wahrscheinlich mit

den Schilderungen vergleichen, die ich ihr von Ihnen entworfen habe. Haben Sie also eine oder gar zwei zur Hand? Denn ich möchte auch gern eine für mich mitnehmen."

Thusnelda trat an ihren kleinen zierlichen Schreibtisch und entnahm einem darin liegenden Päckchen zwei Photographien, die sie ihm mit glücklichem Lächeln überreichte. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf, lächelte ebenfalls still vor sich hin und steckte sie dann in seine Brieftafel, die er vorher aus der Brusttasche gezogen und jetzt mit ihrem neuen Inhalt vorsorglich darin wieder verbarg. Gleich darauf hatte er das schöne Mädchen noch einmal umschlungen, um den letzten Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen zu drücken.

„Leben Sie wohl," sagte er noch, „und Sie sollen bald wieder von mir hören. Glücklicher Weise haben wir eine dauerhafte Brücke zwischen uns, denn Reinhard steht fest auf unserer Seite und wird der treue Vermittler unserer Wünsche und Hoffnungen sein."

„Ja, das ist wahr, doch nun gehen Sie!"

Noch ein Kuß, noch ein warmer Händedruck, und der Baron war wieder in des Meyers Zimmer zurückgekehrt, um sich seinen dort zurückgelassenen Hut zu holen und dann sofort den Heimweg anzutreten.

Mit einem viel freudigeren Gesicht, als er es kurz vorher gezeigt, trat er in die Tenne und fand hier bald Adam Riese vor. Als der Baron ihm zugenickt und noch ehe er ein Wort gesprochen, sagte der treue Bursche, der den Freund seines jungen Herrn wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften auch schon lange in sein Herz geschlossen: „Wollen Sie fort, Herr Baron?“

„Ja, Adam, zäume mir mein Pferd auf, ich muß rasch fort.“ — Und während der Knecht dies that, trat er dicht zu ihm heran, streichelte seinem braven Fuchs den Hals und fragte dabei: „Weißt Du vielleicht, wo Dein junger Herr ist? Ich habe so lange mit seinem Vater gesprochen und weiß nun nicht, wo ich ihn finden soll.“

„Ja, Herr Baron, er ist dort hinaus, auf dem Wege nach der Gränze in den Wald gegangen. Aber er ging ganz langsam, als ob er keine große Eile hätte, und Sie werden ihn gewiß bald einholen, da er erst vor einer Viertelstunde den Hof verlassen hat.“

Der Baron nickte ihm dankend zu und stieg dann in den Sattel. Langsam verließ er die Tenne, sah sich draußen nach allen Seiten um, ob er vielleicht den Meyer noch einmal erblicke, und ritt, da er ihn nicht bemerkte, vom Hofe fort, den er vorher so hoffnungs-

voll betreten, in dem er sodann einen so herben Schmerz erlitten und den er jetzt wieder mit einem Glück in der Brust verließ, das alle seine Gedanken in den Hintergrund seiner Seele drängte.

Als er in den Wald gelangt war und langsam auf dem Wege nach der Gränze fortritt, sah er Reinhard in der Ferne auf einem Baumstamm sitzen, wo er ihn schon seit einiger Zeit erwartet zu haben schien. Der so ruhig Sitzende, sobald er des Reiters ansichtig wurde, sprang sogleich auf und kam ihm hastig entgegen.

„Gott sei Dank, daß ich Dich endlich wiedersehe!“ rief er ihm schon von Weitem zu. „Ich habe Dich schon lange mit Herzklopfen erwartet, da ich vorher wußte, daß Du nicht bis zum Abend bleiben, sondern bald unser Haus verlassen würdest. Und nun sprich rasch, ich vergehe vor Ungeduld — Dein Vorsatz ist mißlungen, wie?“

„Zum Theil ja,“ erwiederte der Baron mit viel größerer Ruhe, als Reinhard es für möglich gehalten. „Dein Vater hat mich ohne Erbarmen heimgeschickt, wie Du es vorher gesagt —“ und nun erzählte er mit kurzen Worten, ohne jedoch der Mutter seines Freundes zu erwähnen, wie die bedenkliche Unterredung begonnen und geendet hatte. Als er damit fertig war und Reinhard mit gesenktem Kopfe schweigsam neben

dem langsam gehenden Pferde herschritt, nahm er plötzlich zu Reinhard's größter Verwunderung eine heitere Miene an und fuhr also in seiner Rede fort: „Das war der erste und mißlungene Theil meiner heutigen Unternehmung, Reinhard, aber nun kommt der zweite und — vollständig gelungene.“

„Was kann denn das für einer sein?“ fragte Reinhard, wieder etwas ermuthigt aufschauend.

Armin berichtete, wie sein Vater ihn in seinem Zimmer allein gelassen, wie er in stummem Schmerz dagesessen und wie dann plötzlich Thusnelda erschienen sei, die eine ungesehene Zeugin des ganzen unheilvollen Gesprächs gewesen.

„Ah!“ rief Reinhard ahnungsvoll laut auf, „und nun?“

„Nun kam der gelungene Theil,“ fuhr Armin frohlockend fort, „Denn, Reinhard, freue Dich mit mir, Deine Schwester wenigstens habe ich für ewig gewonnen, sie hat mir ihre Liebe gestanden, wie ich ihr die meine, und hat mit mir — die ersten Küsse und die süßesten Verheißungen für die Zukunft ausgetauscht.“

„Ist es möglich!“ sagte Reinhard, träumerisch vor sich hin blickend und doch vor Freude sein Herz hochaufschlagen fühlend. „Also so weit ist es schon mit Euch? Nun freilich, dann kann ich mir Dein Aus-

sehen trotz Deiner mißlungenen Werbung bei meinem Vater erklären. — Aber was beginnen wir nun?" fragte er darauf.

„Wir warten ruhig ab, was kommt, und daß etwas Gutes kommt, weiß ich bestimmt, wenn ich auch nicht weiß, was und wie? Vor allen Dingen schreibe mir, so oft Du kannst, und benachrichtige mich von Allem, was vorgeht, oder komme selbst, wenn es Dir irgend möglich ist. Willst Du das?"

Reinhard versicherte ihm seine Bereitwilligkeit, in jeder Beziehung für ihn zur Hand zu sein, ja, er werde zu ihm fliegen, sobald er ihm irgend etwas Wichtiges zu melden habe, fügte er hinzu.

„Ich danke Dir," erwiderte der Baron. „Thusnelda wird für's Erste nicht an mich schreiben wollen und ich werde auch nicht an sie schreiben, denn das hieße Deinen Vater hintergehen, der sich im Ganzen so wohlwollend gegen mich erwiesen, daß er mir sein Haus nicht ganz verschlossen hat, da ich es auch ferner als Dein Freund, nur nicht als Bewerber um Thusnelda's Hand betreten darf. Und das ist eine Handlungsweise, die mir vor Allem wohlgefällt, ja mir einen großen Respect vor seinem Charakter eingeflößt hat. Darum will ich ihn auch auf keine Weise täuschen und lieber geduldig abwarten, ob er seinen Entschluß nicht

ändert und was überhaupt das Schicksal über mich verhängt. Er ist in Allem und Jedem ein wackerer Mann und für seine ihm angeborenen Vorurtheile und die daraus entspringenden Irrthümer kann er nicht."

„Es ist auch eigentlich kein Irrthum," erwiderte Reinhard, der sich über das Lob des Vaters aus dem Munde seines Freundes freute, „daß er in Dir für den Augenblick keinen annehmbaren Freier für seine Tochter sieht. Bedenke nur Deine und seine Lage, und unter ähnlichen Verhältnissen würde kein vorsichtiger Vater anders gehandelt haben. Ich wußte es ja vorher."

„Ja, ja, ich bedenke Alles, lieber Freund, aber für mich ist er bei alledem in einem Irrthum befangen. Doch gut. Und nun will ich eilen, daß ich nach Hause komme. Der Tag ist beinahe zu Ende und ich habe meiner Mutter, die mich, ich weiß es, mit Herzklopfen erwartet, viel zu erzählen."

„Ich glaube es, aber wirst Du ihr sagen, was vorgefallen?"

„So ziemlich Alles, Reinhard, jetzt soll sie meine volle Beichte hören und ich weiß es vorher, sie wird mich absolviren. Thusnelda's Photographie, die auch für mich sprechen wird, trage ich bei mir. Ich brauche eine Vertraute im Hause, mit der ich zu jeder Stunde

über Euch sprechen kann, und wo fände ich eine gütigere als sie?"

„So lebe wohl und Gott mit Dir! Auf mich kannst Du in allen Fällen rechnen."

Sie drückten sich noch einmal die Hand, dann ließ der Baron seinem vorwärts strebenden Pferde die Zügel frei und sprengte, froh wie ein König, der sich ein neues Reich erobert, in den allmälig in Dämmerung versinkenden Wald hinein. —

Als Reinhard nach einer Viertelstunde in die Tenne trat und sich sogleich nach seinem Vater erkundigte, hörte er, daß derselbe noch nicht zurückgekehrt sei. Indessen kam er bald, begab sich aber sofort in sein Zimmer, ohne nach seinen Kindern zu fragen, wie er in der Regel that. Um die gewöhnliche Speisezeit erschien er im Eßzimmer und fand hier Thusnelda und Reinhard vor, die sich in einer halben Stunde Alles mitgetheilt, was sie sich zu sagen hatten.

Das Abendbrod verlief sehr still, viel stiller als sonst, und der Meyer, dessen Miene ernst, aber vollkommen ruhig war, hielt sich völlig verschlossen, ohne nach Diesem und Jenem zu fragen, wie es meist seine Gewohnheit war. Auch sprach er weder mit Reinhard noch mit Thusnelda, ja er sah sie kaum an, und doch bemerkte er recht gut, daß Letztere geweint, daß sie also

so ziemlich im Klaren sei, was vorgegangen. Indessen schien er sich nicht darum zu kümmern, hing seinen besonderen Gedanken nach und begab sich, als man rasch abgespeist, noch einmal vor die Thür und schritt in den Wald hinein, als ob er an seinem vorigen Spaziergang noch nicht genug gehabt und denselben noch eine Weile fortsetzen wolle.

Und das wollte er auch, obgleich er über sein Ziel noch nicht einig mit sich selbst zu sein schien. Denn zweimal begann er den Weg nach Blanksruh einzuschlagen, aber jedesmal hielt ihn ein neu in ihm aufsteigender Gedanke davon ab und er kehrte langsam und immer tiefer sinnend wieder um, bis er nach längerer Ueberlegung in's Haus zurückging und sich in seine Stube begab, um sich an den Schreibtisch zu setzen und seine gewöhnlichen Abendarbeiten vorzunehmen. Allein der alte innere Trieb dazu fehlte dem sonst so fleißigen Mann; er starrte oft in Gedanken trüb vor sich hin und endlich schlug er die Bücher zu und legte sie an ihren bestimmten Platz, worauf er lange im Zimmer auf und abschritt und seinen geheimen Gedanken nachhing, die wahrlich heute keine erfreulichen waren. Als die Uhr auf seinem Schreibtisch aber die zehnte Stunde schlug, öffnete er das Nebenzimmer, um vielleicht noch Thusnelda zu treffen und ihr eine

gute Nacht zu wünschen, was er selten unterließ. Indessen fand er sie nicht darin, was ihm nicht unlieb zu sein schien, und da ihm der Muth fehlte, sie anderwärts aufzusuchen, ging er in sein Schlafzimmer und begab sich zur Ruhe, vielleicht innerlich froh, daß er einen Tag überstanden, von dem er sich einen ganz anderen Ausgang versprochen und wie er einen so schweren und bitteren lange nicht erlebt hatte. Dennoch war er nicht mit sich unzufrieden und nach seinem Charakter und seiner Denkungsart konnte er es auch nicht sein, denn im Ganzen, gestand er sich zu, habe er Recht gethan, und nur das Eine schmerzte ihn, daß der Baron, den er in der That hoch schätzte und beinahe wie einen Sohn liebte, mit einem herben Gedanken von ihm geschieden war und daß er, der Vater und Freund, ihm nach dem heutigen Tage in keinem besonders rosigen Lichte erscheinen werde. Indessen beruhigte er sich auch darüber allmälig, und mit der Hoffnung, daß der junge Mann bald von selbst zu der Einsicht gelangen müsse, daß er vollkommen in seinem Rechte sei, ging er zu Bett, mit dem Vorsatz, am nächsten Morgen einen weiten Ritt zu unternehmen, Reinhard dazu aufzufordern und sich ganz seinen Geschäften zu widmen, die ihm in allen Nöthen seines Lebens von jeher Stoff zur Beruhigung und Bewältigung seiner sonstigen Unannehmlichkeiten geboten hatten.

Thusnelda dagegen, die mit Reinhard Arm in Arm im dämmernden Walde am Teich auf und abgeschritten war und noch einmal in aller Ruhe das Vorliegende nach allen Seiten besprochen hatte, faßte, als sie später allein in ihrem Zimmer war und vernahm, daß der Vater bereits zur Ruhe gegangen, einen ganz anderen Entschluß. Auch sie bedurfte, wie Armin von Strachnitz, eines weiblichen Herzens, dem sie ihren ganzen Kummer und ihr ganzes Glück enthüllen mußte, und so wollte sie am nächsten Morgen in aller Frühe, sobald der Vater und Bruder auf das Feld geritten, was sie als höchst wahrscheinlich voraussetzte, sich nach Blanksruh begeben, um Esther, die bereits ihre Herzensfreundin geworden, zu sprechen und ihr das Leid und die Freude dieses Herzens unumwunden anzuvertrauen. Und mit diesem Vorsatz schlief sie ein, nachdem sie noch einmal einen heißen Gruß nach der fernen Gränze gesandt und dem Manne, den sie heute so warm an ihr Herz gedrückt, einen Kuß nachgeschickt, wie es schon so Viele vor ihr gethan, die sich in einer ähnlichen Lage befunden hatten wie sie.

Reinhard war einigermaßen verwundert, als er, was sehr selten geschah, am nächsten Morgen schon

um sechs Uhr, nachdem er eben erst seine Toilette beendet, den Vater gestiefelt und gespornt bei sich in's Zimmer treten sah. Das Gesicht desselben war wie gewöhnlich ernst, aber der nachdenkliche, fast brütende Ausdruck, der am Abend vorher darauf gelegen, war vollständig geschwunden und er begrüßte seinen Sohn mit einer wohlthuenden Freundlichkeit, indem er ihn fragte, ob er Lust habe, mit ihm nach Brandtshof und von da nach der Stadt zu reiten, wo er einige Geschäfte vollbringen müsse, und dann wolle er ihm auch die Villa zeigen, von der er neulich gesprochen und die man ihm zum Kauf angeboten habe. Wenn sie rasch ritten, könnten sie nach allen Besorgungen wieder zu Tisch zurück sein und er sehne sich heute nach einer tüchtigen Bewegung.

War der so seltene Besuch des Vaters dem Sohne schon auffällig gewesen, so war es die wiederholte Erwähnung der Stadtvilla noch mehr, allein er äußerte darüber nichts, sondern gab nur sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen und versprach in einer halben Stunde zum Abritt fertig in der Tenne zu sein, er werde sich sofort sein Pferd satteln lassen.

„Das steht schon fix und fertig da," sagte der Vater, „ich habe es bereits im Voraus bestellt, da ich Deiner Begleitung gewiß zu sein glaubte."

Reinhard dankte ihm und der Meyer verließ ihn wieder, ohne das verwunderte Gesicht seines Sohnes zu bemerken, mit dem er ihn verfolgte, als er aus der Thür trat. Kaum aber hatte Reinhard sich zum Ritt fertig gemacht und hastig sein Frühstück genossen, so eilte er zu Thusnelda, um ihr des Vaters Absicht mitzutheilen und ihr zu sagen, daß Beide erst zum Mittagessen zurückkommen würden. Eben wollten sie noch einige Worte darüber sprechen und ihre Meinung über den beabsichtigten Villenkauf austauschen, als die Thür aufging und der Meyer selber bei seiner Tochter eintrat.

„Nella,“ sagte er freundlich und bot ihr mit einem festeren Drucke als sonst die Hand, „ich sage Dir einen guten Morgen und zugleich ein Lebewohl bis Mittag. Ich will nach der Stadt und nehme auch den Reinhard mit. Laß Dir also, da Du allein bleibst, die Zeit nicht lang werden und besuche lieber, wenn Du zu Hause fertig bist, den Doctor und Deine junge Freundin. Und wenn Du fahren willst, laß anspannen, die Kutschpferde haben heute nichts zu thun.“

Thusnelda, nicht weniger als ihr Bruder über den heute so liebreich sprechenden Vater verwundert, nachdem er am Abend vorher so schweigsam gewesen, dankte ihm herzlich, daß er ihrem Wunsche so freundlich entgegenkomme. „Ich werde aber lieber gehen,“

fügte sie hinzu, „denn gestern habe ich den ganzen Tag gesessen.“

„Ach ja, gestern,“ sagte der Meyer nickend, „es ist wahr. Nun, dann geh, grüße die lieben Leute von mir und sage ihnen, sie sollten sich bald wieder bei uns sehen lassen.“ Dann gab er ihr die Hand und da sie die Augen dabei niederschlug und ihre Miene eine gewisse Befangenheit ausdrückte, als sei etwas Fremdes zwischen sie und den Vater getreten, zog er sie plötzlich an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte dabei: „Adieu, mein Kind!“ Gleich darauf hatte er die Stube verlassen und fünf Minuten später trabte er mit Reinhard so hastig davon, daß der Staub des Weges in dichten Wolken hinter ihnen herwirbelte. —

Bald nach acht Uhr hatte Thusnelda alle ihre häuslichen Arbeiten verrichtet und den Mägden ihre Anweisungen für den Tag gegeben. So war sie also fertig im Hause und schickte sich zu ihrem heiß ersehnten Besuche auf Blanksruh an. Als sie, den Strohhut auf dem blonden Haar und das luftige Sommerkleid hoch aufgeschürzt, aus der Tenne trat, sah sie in einen prachtvollen sonnenklaren Morgen hinein und da sogleich alle Hunde zu bellen anfingen und an ihren Ketten ihr entgegen sprangen, ging sie zu ihnen hin,

um ihre Köpfe zu streicheln, was sie so oft that, als sie an ihnen vorüberkam.

Leicht und rasch, wie sie immer ging, wandelte sie auf dem anmuthig sich schlängelnden Fußpfade neben der Fahrstraße dahin und hörte mit Vergnügen die Vögel auf den Zweigen singen, die ihr Morgenlied schon lange begonnen hatten und das so fröhlich und ermuthigend klang, als gäbe es für sie keine Sorge und keinen Schmerz auf der Welt, wie die Menschen ihn so oft in ihren Herzen tragen. O ja, Alles um Thusnelda herum war so frisch und fröhlich, so friedlich und harmlos, und das junge Mädchen, das da unter den lustigen Bewohnern des Waldes dahinwandelte, war innerlich so betrübt, so geknickt, und doch auch wieder, wenn sie Alles in Allem bedachte, durch das geheime Glück der ersten Liebe so warm belebt und erfrischt, daß sie sich, als sie im Stillen jeden einzelnen Moment der gestrigen Begegnung mit Armin von Strachnitz in ihr Gedächtniß zurückrief, gar nicht wunderte, wie ihr das rasche Bekenntniß dieser Liebe im Drange des Augenblicks so leicht geworden war.

Rüstig und ohne einen Augenblick anzuhalten, schritt sie im Schatten der im Morgenwinde leise rauschenden Buchen dahin und achtete nicht darauf, daß ihre Schuhe arg vom Thau benetzt wurden, der in großen Perlen

auf dem Moose und den Gräsern lag, die ihre Füße berührten. Und dabei mußte sie wohl viel zu bedenken und zu überlegen haben, so daß ihr der eine halbe Stunde betragende Weg heute gar nicht lang, sogar sehr kurz vorkam, denn plötzlich sah sie, vom Morgensonnenlicht glanzvoll beschienen, den kleinen Blumengarten des Doctors vor sich liegen und dahinter das trauliche stille Haus mit seinem rothen Dach, aus dessen Schornstein eben eine dünne Rauchsäule gegen den goldklaren blauen Himmel aufstieg, ja dies friedliche Haus, in dem der bescheidene Mann wohnte, der, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, schon Reinhard's Vertrauter geworden war und nun auch, wenn auch nicht direct, bald der ihrige werden sollte.

Eine Weile stand sie vor dem Garten still, aus dem wie immer auch heute der würzige Duft der mannigfachen Blumen ihr entgegenquoll, und schaute sich das kleine Tusculum des alten Gelehrten an, wie es so heimlich und einladend vor ihren Augen lag, da bemerkte sie plötzlich zwischen den Blumen Esther, die sich auf ein Beet niedergebückt hatte, einige ihrer Lieblinge abschnitt und in ein Körbchen legte, und jetzt erst, da sie sich eben aufrichtete, über der grünen Hecke sichtbar wurde. Kaum aber gewahrte sie das liebliche Mädchen, das sich zufällig allein im Garten befand,

so stieß sie einen lauten Freudenruf aus, und hastig flog sie durch die Heckenthür der Freundin entgegen und schloß sie mit einer Lebhaftigkeit in die Arme, die etwas Ueberraschendes für Esther hatte, da sie nicht gewohnt war, die immer so ruhige und besonnene Thusnelda in solcher Aufregung zu sehen. Als aber diese sie länger als gewöhnlich in ihren Armen behielt und, von den in ihr wogenden Gefühlen gepreßt, plötzlich in Thränen ausbrach, schaute sie ihr erstaunt und fast erschrocken in's Gesicht, denn es erfaßte sie sogleich der Gedanke, daß dem lieben Mädchen etwas Ungewöhnliches, ja Bedeutsames geschehen sein müsse.

„Nella!“ rief sie, von herzlichster Theilnahme ergriffen, aus, „was ist Dir? Ich bitte Dich, sprich, ist Dir ein Unheil begegnet? Ja, gewiß, ich fürchte es, denn sonst kämest Du sicher nicht so früh und in solcher Eile daher.“

Thusnelda richtete sich aus ihren Armen auf, trocknete rasch die ihr so unwillkürlich entschlüpften Thränen und sagte fast hastig: „Hier nicht, hier nicht, Esther, hier kann man uns sehen und hören und der Doctor hat seine Augen und Ohren überall. Wo ist er?“

„Er ist in seinem Zimmer und kleidet sich an,“ erwiderte Esther, indem sie die Freundin mit weit

geöffneten Augen und immer wachsendem Staunen anblickte.

„O, das ist gut, dann habe ich den rechten Augenblick getroffen. So komm rasch und laß uns in Dein Zimmer gehen, da sollst Du Alles, Alles erfahren, was auf dem Hof vorgefallen und mir begegnet ist.“

Esther schlug das Herz laut, als sie, ohne noch ein Wort zu sprechen, mit ihrer Freundin die Treppe erstieg und alsbald ihr gemüthliches Giebelstübchen erreichte. Hier aber fiel ihr Thusnelda, nachdem sie rasch den Hut abgelegt, noch einmal an die Brust, zog sie dann nach dem kleinen Sopha hin, setzte sich neben sie und erzählte mit fliegendem Athem Alles, was gestern im Spiegelhof geschehen, was für einen Schmerz sie zuerst gehabt und wie dann die ganze Seligkeit des ersten Geständnisses ihrer Liebe darauf gefolgt war.

Als sie damit fertig war und halb athemlos und mit glühendem Gesicht Esther anblickte, saß diese, die mit allen Sinnen gelauscht, immer noch schweigend da und hatte den reizenden Kopf tief auf die Brust gesenkt. Ihr Gesicht war dabei ganz bleich geworden und es war offenbar, daß tiefwogende Gefühle auch ihr Inneres ergriffen hatten. Als sie aber längere Zeit in diesem Sinnen und Schweigen verharrte, ging

ihr voriges Staunen auf Thusnelda über und nun rief diese mit hochaufwogender Brust und einer Beklommenheit, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte:

„Esther, was hast Du, daß Du so trübe vor Dich niederschaust? O sprich zu mir, ich bitte Dich; hast Du denn kein Wort auf Alles zu erwidern, was ich Dir so eben mit so vieler Liebe vertraut?"

Da hob Esther ihren Kopf langsam in die Höhe, sah die immer noch hoch Erglühte mit ihren dunklen Augensternen fest an und sagte mit leiser, wie von einer inneren Gewalt zurückgehaltener Stimme:

„Was ich habe? O! Du hast mich so sehr mit Deinem Vertrauen überrascht, daß ich im ersten Augenblick kaum ein Wort der Erwiderung finde, theure Nella. Aber sprich, was hat Dein Bruder dazu gesagt?"

Thusnelda sah die also Redende groß, fest und lange an. „Mein Bruder?" fragte sie mit sichtbarer Verwunderung. „Ist das Deine erste Frage? Nun ja," fuhr sie beinahe lächelnd fort, „Du sollst es wissen, was er gesagt, wenn Dir das zunächst am Herzen liegt. Zuerst hat er über die ernste Abweisung, die Armin von meinem Vater erfahren, einen tiefen Schmerz empfunden, wie es ja bei dem zwischen uns

bestehenden Verhältniß so natürlich ist, sodann aber, als ich ihm mein Zusammentreffen mit seinem und nun auch meinem Freunde, und was dabei erfolgte, mittheilte, hat er sich gefreut, daß ich ein so treues Herz gefunden, und ich habe mir heute schon den ganzen Morgen gedacht, daß Du Dich auch wie er darüber freuen würdest. Allein Dein Gesicht sieht nicht danach aus und Du blickst so ernst und tiefsinnig vor Dich hin, daß ich kaum weiß, was ich davon denken soll."

„O," sagte nun Esther so langsam und zögernd, wie sie selten sprach, und man sah ihr an, wie viel Mühe es ihr kostete, die nun folgenden Worte hervorzubringen, „ich freue mich ja auch, und wie sehr! über Dein Glück, liebe Nella; aber Dein Unglück, das von der Weigerung Deines Vaters ausgeht, betrübt mich noch viel mehr, so daß die Freude nicht recht zum Vorschein kommen kann. — Vermag Dir denn Dein Bruder in Deinem Unglück nicht zu helfen?"

„Mein Bruder?" fragte Thusnelda, von Neuem verwundert. „Du sprichst schon wieder von ihm, statt von mir? Wie könnte er mir denn überhaupt helfen, wenn nicht sein Trost, seine Theilnahme, die er mir geschenkt, wenigstens eine moralische Hülfe ist."

„Gewiß ist das eine Hülfe und und eine große," versetzte Esther ganz ruhig, „und Dein Bruder scheint

mir so mächtig, so kraftvoll, so willensstark zu sein, daß er Dir am Ende doch noch auf andere Weise helfen könnte."

Bei diesen aus Esthers tiefstem Innern gleichsam hervorgequollenen Worten ging es in Thusnelda's Brust wie ein flammendes Licht auf und sie sah und erkannte mit einem Mal, was sie bisher noch nicht so klar und deutlich gesehen und erkannt. Sie lehnte daher ihren Kopf an den Esther's an, umfaßte sie liebevoll, sah ihr dann tief in die wie Blitze auf sie herabfunkelnden Augen und rief:

„Esther, ich bitte Dich, sage mir Alles, was Du denkst und fühlst. O, ich bin so aufrichtig gegen Dich gewesen, nun sei Du es auch gegen mich. Also sprich — ich will Dir zu Hülfe kommen, denn ich weiß jetzt, wie schwer Einem ein solches Geständniß wird — liebst Du etwa meinen Bruder, wie ich Armin von Strachnitz liebe?"

Jetzt war die Reihe zu erröthen und in Verwirrung zu gerathen, an Esther gekommen. Eine purpurne Glut wallte in ihrem klaren durchsichtigen Gesicht auf und sie sank Thusnelda an die Brust und schluchzte laut auf, wie diese vorher geschluchzt. Plötzlich aber richtete sie sich wieder stolz auf, legte ihre

rechte Hand auf ihr stark schlagendes Herz und sagte mit flammenden Blicken und klarer Stimme:

„Ja, Nella, warum soll ich Dir mein größtes Geheimniß verschweigen, da Du mir das Deinige enthüllt? Angedeutet habe ich Dir schon oft, daß Dein Bruder — ach ja! vom ersten Augenblick an, da ich ihn im Walde sah und seine so wohllautende Stimme hörte — mir lieb und werth geworden ist, und jetzt sage ich Dir bestimmt und klar, was Du wissen willst — ja, ja, ich liebe ihn, wie man nur einen Menschen lieben kann, aber — ich habe ihm auch schon entsagt —"

„Entsagt?" rief Thusnelda, vor Schreck in die Höhe fahrend, laut aus. „Wie ist das möglich? Warum?"

„Du fragst?" erwiderte Esther mit niedergebeugter Stirn und die Hände fest in einander schließend. „Siehst Du das nicht selbst ein, die Du so verständig bist? Wie kann ich, eines Juden Tochter, also eine Jüdin, darauf rechnen, einen Christen und einen Mann, wie Deinen Bruder, den Sohn eines solchen Vaters, für mich zu gewinnen? Das ist ja ein Ding' der Unmöglichkeit und Du solltest mich eigentlich nicht so hart auf die Probe stellen, daß Du mir eine solche Frage vorlegst."

„Nein, nein," rief Thusnelda, wie in Angst die Hände erhebend und zusammenschlagend, „Du bist darin in einem großen Irrthum befangen, Esther. Denn wenn ich, die Tochter einer Bäuerin, einer gemeinen Kuhmagd — ich habe es Dir ja erzählt — einen Baron zu meinem Geliebten, ja zu — meinem Mann gewinnen kann, dann kannst auch Du, die Jüdin, einen Christen, meinen Bruder gewinnen. Oder sprich, falls der Umstand, daß Du eine Jüdin bist, das einzige Hinderniß Eurer künftigen Verbindung abgäbe, wäre dann Deine Neigung zu ihm nicht groß und innig genug, daß Du ihm zu Liebe eine Christin würdest?"

Esther schien eine Weile in ein schmerzliches Nachdenken versunken, dann schüttelte sie sanft den Kopf und erwiderte: „Das wäre nicht das unüberwindlichste Hinderniß, Nella, wie ich es wenigstens betrachte. Mein Vater hat oft mit mir über diese Dinge und die Verhältnisse der Menschen gesprochen, die verschiedenen Glaubens sind, und hat mich gelehrt, daß ein Christ eben so brav und rechtschaffen und vor Gott auch eben so angesehen sein kann wie ein Jude, und umgekehrt. Er denkt darin nicht wie ein Jude von altem Schrot und Korn und ist gar nicht so strenggläubig, wie Du ihn Dir vielleicht vorstellst, sondern

er denkt darin wie ein gebildeter Mensch überhaupt, mit einem Wort, wie ein Philosoph und darin stimmt er vollständig mit Doctor Blank überein."

„Nun denn, was weiter, meine Liebe?"

„Was weiter? O, hast Du denn den Haupthinderungsgrund vergessen, der in Deinem Vater liegt? Denke doch einmal an ihn — würde er je zugeben, daß Dein Bruder eine Jüdin liebt und sich ihr im Leben und Sterben zu eigen giebt?"

Thusnelda dachte nun auch einige Augenblicke nach, dann sagte sie ernst: „Das will ich doch nicht sagen, liebes Kind. Mein Vater ist zwar kein Philosoph, wie Dein Vater und Doctor Blank, aber er ist auch ein freidenkender Mann und gerade in Bezug auf die verschiedenen Religionen denkt er ganz anders als er als geborener Landmann in Bezug auf den adligen Stand denkt, dem Armin angehört. Nein, darin verkennst Du ihn und soweit ich ihn kenne und seine Ansichten ermessen kann, sehe ich in Deinem und meines Bruders verschiedenem Glauben bei Weitem kein so großes und schwerwiegendes Hinderniß, als zwischen Armin und mir besteht."

„Ist das Deine feste und unumstößliche Meinung, Nella?" fragte Esther, indem ihr Auge wieder froher aufleuchtete und ihr Herz in neuer Hoffnung schlug.

„Meine unumstößliche Meinung, und wenn darauf allein Deine Sorge beruht, dann verbanne sie.“

Diese mit großer Sicherheit gesprochenen Worte waren ganz dazu angethan, Esther aus ihrer traurigen Stimmung zu erheben und in einen Freudenrausch zu versetzen, wie ihn Thusnelda noch nie an einem menschlichen Wesen gesehen. Kaum hatte sie ausgesprochen, so stürzte Esther auf sie hin, riß sie fast gewaltsam an sich und bedeckte ihr ganzes Gesicht mit brennenden Küssen, die das beredteste Zeugniß von der Mächtigkeit ihrer so lange verborgenen und mit Gewalt niedergehaltenen Empfindungen lieferten. „Thusnelda!“ rief sie, als sie wieder zu Athem kam, „wenn Du wüßtest, wie Du mich mit diesen Worten beglückst! Aber ach!“ — fiel sie plötzlich wieder in ein stilles Sinnen zurück — „das ist ja nur ein zweifelhaftes und sehr fragliches Glück. Wird denn Dein Bruder eben so denken wie Du und Dein Vater vielleicht denken mag, und wird er eine Jüdin lieben, wie ich ihn — ach mein Gott! — mit allen Fasern meiner Seele liebe?“

„Esther!“ unterbrach sie die wieder in Freude auflebende Thusnelda, „daran kannst Du zweifeln? Das findest Du fraglich? Kennst Du meinen guten Bruder nicht besser? Habe ich Dir nicht auch schon oft genug angedeutet, wenn wir von ihm sprachen, daß er Dich

lieb hat? Nun, wenn Du noch im Geringsten daran zweifelst, dann sage ich Dir jetzt, daß er Dich namenlos liebt, wie er nie Jemanden geliebt hat, und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob Du eine Christin oder eine Jüdin bist; das hat er mir noch neulich, als wir nach Hause gingen, im größten Vertrauen gestanden und ich hätte es Dir schon früher gesagt, wenn ich Dich wiedergesehen."

Bei diesen Worten kam eine milde Fassung und Ruhe über Esther, wenigstens schien es einen Augenblick so, wenn man ihre nachdenkliche Miene betrachtete; als sie aber ihr Auge wieder erhob, las man doch darin, daß sie sich noch immer innerlich abarbeitete und ihrer sie durchwogenden Gefühle vergebens gänzlich Herr zu werden suchte. Allein wie hart der Kampf auch in ihr sein mochte, die neu aufgelebte Hoffnung auf das ihr unsäglich groß erscheinende Glück besiegte alle ihre Besorgnisse und plötzlich brach wieder der vorige Freudenrausch in ihr aus, sie fiel Thusnelda noch einmal an die Brust und küßte und herzte sie so innig, daß diese über eine solche leidenschaftliche Aeußerung ihrer Gefühle fast erschrak. So wiederholte sie ihr denn ruhig Wort für Wort, was Reinhard neulich über Esther gesprochen, was er ihr nach und nach über seine entstehende und allmälig gereifte Neigung zu ihr

vertraut, und nun berauschten sich die beiden Mädchen an ihrem gegenwärtigen beiderseitigen Glück, vergaßen alle Schwierigkeiten ihrer äußeren Lage und gaben sich ganz und gar ihren jugendlichen Zukunftsträumen hin.

So hatten sie länger als eine Stunde beisammen gesessen und Niemand hatte sie gestört. Doctor Blank hatte die beiden Mädchen von seinem Fenster aus beobachtet, als sie noch im Garten standen und auf der Stelle aus ihrem aufgeregten Zustande errathen, daß etwas Bedeutsames vorgefallen sein müsse, was sie in solche Erregung versetzt. Als er sie dann nach Esthers Zimmer hinaufgehen hörte, war seine Vermuthung zur Gewißheit geworden, und so beschloß er, ihre geheime Unterredung nicht zu unterbrechen, in der vollen Zuversicht, daß er nachher doch erfahren werde, um was es sich gehandelt. Und darin hatte der weise Menschenkenner sich auch nicht getäuscht. Als er um halb elf Uhr, so lange hatte er einsam und geduldig in seinem Zimmer zugebracht, die Mädchen wieder die Treppe herunterkommen hörte, glaubte er sie jeden Augenblick in sein Zimmer treten zu sehen und er hatte ihnen schon die Thür geöffnet, die er vorher, während er sich ankleidete, geschlossen, hielt aber den Drücker noch in der Hand. Und als er einen Augen-

blick in dieser Stellung verharrte, vernahm er folgendes Gespräch, welches unmittelbar vor seiner Thür auf dem Hausgang geführt wurde.

„Also Du willst nicht zu dem Doctor kommen und mit uns frühstücken?“ fragte Esther.

„Nein, meine Liebe, ich kann nicht; mein Herz ist zu voll und ich bin nicht im Stande, mich im Geringsten zu verstellen. Und was würde der Doctor sagen, wenn er meine verweinten Augen sähe? Darf ich ihm denn sagen, was ich Dir gesagt? Nein, ich habe nicht den Muth dazu, wenigstens heute noch nicht.“

„O, wie sehr leid thut mir das!“ antwortete Esther. „Er ist ein so herzensguter Mann und sein Trost wiegt den aller übrigen Menschen auf. Auch wenn er nur ruhig und klar über dunkle Dinge spricht, athmet man schon leichter und fühlt alle Beklommenheit schwinden. Aber sprich — darf ich ihm denn nachher sagen, wenn er mich fragt, und das wird er gewiß, was Dich hierhergeführt und warum Du nicht zu ihm hineingekommen bist?“

„Ja,“ rief Thusnelda nach kurzem Besinnen, „sage ihm Alles, wenn Du so gut sein willst, dann brauche ich es nicht selbst zu thun, und wenn er später von mir zu wissen verlangt, was Du mir von meinem

Bruder gesagt, so will ich Dir herzlich gern Gleiches mit Gleichem vergelten.“ —

Der Doctor glaubte genug gehört zu haben und um nicht als unberufener Lauscher ertappt zu werden, schlich er leise von der Thür fort und begab sich in das Speisezimmer, wo Frau Mausgrau ihre Herrschaft schon lange erwartet hatte, da das Frühstück in dem sonst so pünktlich sich abrollenden Haushalt schon ungewöhnlich lange hinausgeschoben war.

Als Doctor Blank an den Speisetisch getreten war und ihn flüchtig überblickt hatte, sah Frau Mausgrau, daß er in ernster und nachdenklicher Stimmung war und in solchen Augenblicken begann sie nie ein Gespräch mit ihm, da sie schon wußte, daß sie doch keine Antwort oder eine sie kurz abfertigende erhielt. So deutete sie nur stumm auf den Tisch, auf dem Alles zurecht gestellt war, und entfernte sich dann, leise die Achseln zuckend und sich im Stillen über den schweigsamen Herrn wundernd.

Gleich darauf trat Esther mit noch immer stark geröthetem Gesicht ein, von dem die Spuren der vergossenen Thränen noch lange nicht verschwunden waren, und als sie den Doctor ihrer warten sah, ging sie auf ihn zu, umschlang ihn mit einem Arm und sagte im zärtlichsten Liebeston:

„Verzeihung, Herr Doctor, daß ich Sie warten ließ, aber es ging heute nicht anders. Thusnelda war eine Stunde bei mir und hatte Wichtiges mit mir zu reden. Auch ist sie wieder gegangen, ohne Sie zu begrüßen, da sie nicht in der Stimmung dazu war, aber sie sendet Ihnen einen herzlichen Gruß und der Herr Meyer läßt Sie — inständigst bitten, recht bald den Hof zu besuchen, da er Verlangen trage, Sie wiederzusehen."

Der Doctor sah die Redende scharf an, indem er sich bemühte, auf ihren Zügen den Vorgang in ihrem Innern zu lesen, indessen bezwang er seine Neugierde, nickte nur lächelnd und sagte, indem er sich setzte: „Ja, das vermuthe ich und ich will es mir überlegen, ob wir vielleicht heute Nachmittag zu ihm fahren. Jetzt aber laß uns unser Butterbrod in Ruhe verzehren und dann — wollen wir ein wenig botanisiren gehen, wir haben lange kein so einladendes Wetter dazu gehabt." —

So setzten sie sich denn nieder und aßen, tranken auch Jedes ein Glas Wein, den Esther wie gewöhnlich in die Gläser füllte. Als aber dann der Doctor nach seiner Gewohnheit von wissenschaftlichen Dingen zu reden begann, bemerkte er bald, daß er an seiner Schülerin heute keine so aufmerksame Zuhörerin habe

als sonst und daß ihre Gedanken weit von den Gegenständen abschweiften, von denen er eben sprach, obgleich sie sich alle Mühe gab, ihm ihre Unaufmerksamkeit zu verbergen und so zu thun, als ob sie seinen Worten ein offenes Ohr schenke.

Sobald er aber sein Butterbrod verzehrt und sein Glas geleert, sah er Esther fragend an. Sie verstand ihn sogleich und erhob sich, wie auch er es that. „Ich bin bereit," sagte sie, „wollen wir gehen?"

„Ja, mein Kind wir wollen gehen, ich habe ein Bedürfniß danach, aber — weißt Du was? Die Botanisirbüchse laß heute zu Hause, ich habe mit Dir etwas Ernstliches zu besprechen und da wollen wir die Pflanzen einmal in Ruhe lassen. Die Menschen sind auch Pflanzen und ihre Eigenschaften und Fähigkeiten zu ergründen und zu benutzen, ist eine noch wichtigere Arbeit, wenigstens kommt es mir heute so vor."

Jetzt wußte Esther, was ihr bevorstand, und sie waffnete sich mit der ihr zu Gebote stehenden Geisteskraft, Alles zu bestehen, was über sie ergehen würde, wenn es auch noch so schwer wäre, und daß sie mit ihrem ganzen Herzen bei der Sache sein würde, die nun bald zu verhandeln war, wußte sie im Voraus. So schritt sie denn langsam an der Seite des alten Freundes vom Hause fort und alsbald schlug er einen

bequemen breiten Pfad ein, auf dem Beide ungehindert neben einander gehen konnten. Indessen schwieg er noch längere Zeit, und erst als sie etwa fünf Minuten von der grünen Hecke entfernt waren und die Bäume von allen Seiten ihre tiefen Schatten über sie ausbreiteten, blieb er stehen, sah Esther bedeutungsvoll an und sagte mit seiner milden Stimme:

„Jetzt habe ich lange genug geschwiegen, und Du auch. Nun laß uns ein offenes Wort mit einander reden und so frage ich Dich: was hat Thusnelda vorher bei Dir gewollt und warum ist sie nicht zu mir gekommen? Das hat sie noch nie gethan, wenn sie hier im Hause war, und dazu muß sie wichtige Gründe haben. Aus dem Allen erkenne ich, daß etwas Besonderes vorgeht, was Ihr mir verschweigen wollt, aber all Euer Mühen darum ist umsonst, ich sehe doch, daß Euch Etwas schwer bedrückt. Und nun heraus mit der Sprache — warum habt Ihr Beide geweint?"

Esther, schon lange zur vollkommenen Beichte geneigt und entschlossen, besann sich keinen Augenblick, und so sagte sie, indem sie dicht an den Doctor herantrat, ihren Arm in den seinen legte und sich vertraulich an ihn schmiegte: „Lieber Herr Doctor, seien Sie nur nicht böse und glauben Sie nicht, daß wir Beide, Thusnelda und ich, Ihnen das Geringste verschweigen

wollen. Ach nein! Sie hat mich nicht nur ausdrücklich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, was vorgeht, sondern ich sehe auch selbst ein, daß es unrecht wäre, wenn ich es Ihnen verschweigen wollte, denn Sie, ein so lieber und kluger Mann, können uns ja nur ein Trost und eine Stütze sein, und deren bedürfen wir recht sehr. Also mit einem Wort: der junge Baron von Strachnitz ist gestern im Spiegelhof gewesen und hat dem Meyer seinen Besuch gemacht.“

„Nun,“ fragte der Doctor sanft, da Esther einen Augenblick schwieg, „ist das Alles? Das wäre mir durchaus nicht neu, denn ich wußte es schon, daß er kommen würde, und sogar der Zweck seines Besuches war mir bekannt. So fahre also fort und erzähle mir genau, was beim Meyer vorgegangen ist, denn daß Du Zug für Zug weißt, was geschehen und verhandelt ist, habe ich Dir schon lange angemerkt.“

Esther nahm alle ihre Kraft zusammen und nun berichtete sie ausführlich, was Thusnelda ihr heute Morgen gesagt, warum sie so traurig gewesen und schließlich nicht zu ihm gekommen sei.

Als sie zu Ende gesprochen, schwieg der Doctor, der ihr mit wachsender Spannung zugehört, einige Augenblicke, und da dies Schweigen dem jungen Mädchen, das still vor sich niederblickte, etwas lange dauerte,

erhob sie das Auge zu ihm, aber sobald sie ihn einen Moment betrachtet, erschrak sie fast, denn sein vorher mit einer leichten Röthe bedecktes Gesicht war auffallend bleich geworden und er hatte die Augen auf den Boden geheftet, wo er mit fast starrem Blick etwas Unsichtbares zu suchen schien. Plötzlich aber stand er still, nahm seinen Hut ab, trocknete sich mit einem Tuch die tropfende Stirn und schüttelte dann leise den Kopf, als ob er still vor sich hin spräche oder in Gedanken versunken wäre, für die er im Augenblick keine Worte fände. Esther, die, während sie sprach, seinen Arm losgelassen hatte und glaubte, daß er sich möglicher Weise unwohl fühle, trat wieder rasch zu ihm hin, faßte seinen Arm noch einmal und sagte: „Herr Doctor, ich bitte Sie, fühlen Sie sich etwa nicht wohl?"

Da sah er sie mit einem gütigen und weichen Lächeln an und indem er langsam den Kopf schüttelte, den er wieder mit dem Hut bedeckt, sagte er mit einem Ton, wie ihn Esther noch nie von ihm vernommen, so mild und freundlich, aber auch so ernst und bedeutsam klang er, und es war, als ob seine immer so klare Stimme diesmal aus der Tiefe seiner Brust heraufdränge:

„Nein, Kind, ich fühle mich ganz wohl, besorge in dieser Beziehung nichts, aber was Du mir da eben

gesagt, ist von viel größerer Bedeutung, als Du Dir denken kannst. Auch hat es mich eigentlich nicht überrascht, was Du eben gesprochen, denn ich habe lange geahnt, daß es so kommen würde, aber die Art und Weise, wie es jetzt zu Tage getreten, bekümmert und verdrießt mich doch etwas, obgleich ich ja wußte, wie der Meyer in solchen Dingen denkt. Schade, schade, daß Dein Vater nicht augenblicklich zur Stelle ist, der wäre mir jetzt von unschätzbarem Werth und — mir und Euch Allen gewiß — eine große Hülfe."

„Mein Vater?" fragte Esther mit der höchsten Verwunderung. „Eine Hülfe für uns Alle in dieser nur den Meyer und Thusnelda betreffenden Angelegenheit? Wie soll ich das verstehen?"

„Kind," fuhr der Doctor fort, als ob er sich zum ersten Mal über eine Frage Esthers verwunderte, da sie doch sonst Alles so leicht faßte, was er ihr auch nur leise andeutend vortrug, „das verstehst Du nicht? O, das wundert mich. Nun, so will ich es Dir sagen. Dein Vater, Esther, ist, wenn Du es noch nicht weißt, ein kluger Mann, in vielen Dingen viel klüger als ich, und wo mein Wissen und Können aufhört, da fängt das seine gerade erst an. Doch still, laß uns davon abbrechen. Es ist besser, daß wir für's Erste Deinen Vater in dieser Angelegenheit noch aus dem

Spiele lassen, denn wenn ich mich nicht irre, wirst Du mir sogleich etwas offenbaren, was ihn von einer anderen Seite her ein ernstes Wort mitsprechen läßt. Und nun sage mir — ich weiß beinahe schon, warum Du mit einem Mal so seltsam erröthest — war das, was Du mir soeben vertraut, Euer ganzes Geheimniß? Hast Du aus bloßer Theilnahme an Thusnelda's Schicksal die Thränen vergossen, deren Spuren ich noch in Deinen Augen bemerke?" — Und dabei blickte er sie so scharf und durchdringend an, daß sie ihre Augen vor ihm niederschlagen mußte und, wie er nur zu gut sah, in eine noch viel größere Verlegenheit als vorher gerieth. Jedoch faßte sie sich auch jetzt bald wieder und zu ihrer, dem väterlichen Freunde stets bewiesenen alten Offenheit und Ehrlichkeit zurückkehrend, sagte sie, indem sie sich wieder fester an ihn schmiegte:

„Nein, Herr Doctor, es war dies nicht das ganze Geheimniß; Thusnelda hat mir noch ein anderes vertraut."

Des Doctor's Augen ruhten mit haarscharfem Blick auf Esther's mit einem Mal bleich gewordenem Antlitz, und mehr diese Augen als seine Lippen sprachen die Frage aus: „Thusnelda hat Dir noch ein zweites Geheimniß vertraut?"

Sie nickte ihm bejahend zu, aber es wollte nicht über ihre Zunge gleiten, was doch ihr ganzes Herz erfüllte.

„Nun,“ fuhr er fort, „da bin ich doch neugierig. Was ist denn das für ein seltsames Geheimniß, das Dir so schwer auf die Lippen kommt?“

Esther senkte den Kopf auf die Brust und mehr flüsternd als sprechend tönte ihre Stimme zu ihm hin: „Es giebt noch ein zweites Mädchen, welches sich in einer ähnlichen Lage befindet wie Thusnelda, aber ach! diese Lage ist eine noch viel traurigere, wie es mir scheint, obwohl Thusnelda ganz anderer Meinung darüber ist.“

„Oho!“ sagte der Doctor, der bereits Alles errathen und über dessen Gesicht jetzt ein unwillkürliches stilles Lächeln glitt, „kann es denn etwas noch Traurigeres geben? Ich dächte, es wäre schon schlimm genug, wenn man einen Mann liebt, von ihm wieder geliebt wird und doch durch eine unübersteigliche Mauer von ihm getrennt ist. Doch — wer ist dieses zweite Mädchen?“

Esther's Brust wogte heftig auf und nieder; sie rang mit sich, ob sie sprechen und ihm Alles vertrauen solle, was ihr junges Herz so furchtbar bedrückte; endlich aber hatte sie sich entschlossen und, von ihren

Gefühlen widerstandslos hingerissen, fiel sie ihm um den Hals, schlang ihre Arme fest um ihn und indem sie sich vertrauensvoll an seine Brust wie an die eines Vaters legte, schluchzte sie auf: „Das bin ich, Herr Doctor, denn Reinhard, des Meyers Sohn — so hat mir Thusnelda gesagt — hat seine Neigung — auch mir geschenkt.“

„Ah,“ sagte der Doctor, indem er, still lächelnd, dem jungen Mädchen, dessen bleiche Wange sich wieder mit einer holden Schamröthe bedeckt hatte, sanft diese Wange streichelte, „das ist mir beinahe etwas Neues, doch nicht ganz, meine liebe kleine Esther! Nun, aber was verschlägt Dir denn das?“ fuhr er in einem fast scherzhaften Tone fort, „Du hast doch wahrscheinlich kluger Weise, Deine und seine Verhältnisse bedenkend, Deine Neigung für Dich zurückbehalten und sie ihm nicht wiedergeschenkt, nicht wahr?“

„Nein, Herr Doctor,“ rief sie laut aus und sah ihn mit blitzenden Augen groß an, „das habe ich nicht gethan, im Gegentheil, ich erwidere im Stillen seine Neigung — schon lange — und werde sie ihm gewiß nicht eher verrathen, wie er mir die seine auch nicht eher zu erkennen geben wird — darum habe ich Thusnelda dringend gebeten — als bis mein Vater mir gesagt hat, daß ich es darf. Und ach! das wird gewiß

nicht geschehen und so — so habe ich dieser Neigung entsagt und das — ja, das war der Schmerz, der mich heute so sehr gefoltert und gequält hat."

Der Doctor war, während Esther ihn umschlungen und ihre Beichte abgelegt, einen Augenblick stehen geblieben, jetzt aber ging er wieder langsam vorwärts und senkte den Kopf, als ob er über etwas still mit sich zu Rathe ginge. „So, so," sagte er endlich zu sich, „jetzt erst sehe ich ganz klar, wie die Sachen liegen. Also das war es. — Nun," wandte er sich mit einem Mal lebhaft zu dem jungen Mädchen hin und fügte mit viel ernsterer Miene, als er sie noch so eben gezeigt, hinzu, „höre mich an, Esther, ich will Dir nur noch einige Worte sagen, denn die Hauptsache in diesem Punkte hast Du mit Deinem Vater, der ja nun bald von seiner Reise zurückkehren wird, allein abzumachen. Die wenigen Worte aber, die ich meinerseits Dir und Deinen jungen Freunden zum Troste sagen will, lauten so: Es ist gut, mein Kind, und Du hast wohl daran gethan, daß Du zuerst gegen mich ehrlich gewesen bist und mir Thusnelda's und Dein Geheimniß vertraut hast. Ich werde es nicht vergessen und treu in meinem Gedächtniß und meinem Herzen bewahren. — So, jetzt bin ich damit fertig und nun habe ich nur noch eine Bitte."

„Welche?“ fragte Esther, die von dem seltsam ernsten Wesen des Doctors halb beruhigt, halb darüber verwundert war.

„Kehre jetzt nach dem Hause zurück und laß mich eine halbe Stunde meinen Weg allein fortsetzen. Auch heute Abend begleite mich nicht nach dem Pavillon hinauf. Ich muß heute mit meinen Sternen allein sein, denn ich habe viel mit ihnen zu reden, sie nach Vielem zu fragen. Ob sie mir die richtige Antwort darauf geben werden, weiß ich freilich nicht, aber ich will es versuchen. Und jetzt geh!“

Esther, von dem plötzlich so feierlichen Gebahren des alten Mannes betroffen — denn wenn er von seinen Sternen sprach, glühte es immer wie eine heilige Flamme in ihm auf und seine Sprache und Miene nahmen dabei einen viel ernsteren Ausdruck an — stand vor ihm still und sah ihn mit weit geöffneten Augen fragend an, dann aber, als sie in den seinen noch einmal die so eben ausgesprochene Bitte zu lesen glaubte, war sie sogleich bereit, zu gehorchen und so nickte sie ihm nur bejahend zu, drückte ihm noch einmal die Hand und verließ ihn, um still und gedankenvoll nach dem einsamen Hause zurückzukehren.

Als der Doctor sich jetzt allein sah, blickte er zuerst Esther träumerisch nach und begleitete sie eine Strecke

mit Augen, aus denen eben so viel schmerzliche Wehmuth wie herzliche Liebe sprach; sobald sie ihm aber nach einigen Minuten verschwunden war, kehrte er sich um, erhob beide Arme zum Himmel, der sich in seiner reinsten Bläue sonnenhell über ihm wölbte, und sagte mit tiefer Empfindung:

„Großer Gott, ich danke Dir! Wie Du Alles auf Erden gestaltest, kann kein Mensch es gestalten, auch wenn er der weiseste und klügste wäre. Ja, so hast Du auch hier etwas Wunderbares und schwer sich Vereinbarendes entstehen lassen, aber Du wirst es auf natürliche Weise lösen und das starr sich Widerstrebende mit einander versöhnen. Ich habe mir freilich gedacht, daß es anders kommen müßte, als es gekommen ist, aber es ist auch so gut, es führt vielleicht zu einem noch besseren Ende und ich muß Dir sogar dankbar sein, daß Du dich so edler Menschen bedient und sie mir entgegengeführt hast, um das Räthsel zu lösen, welches mich schon so lange umspinnt, denn es konnten bösere, schlimmere Elemente in die Tragödie meines Lebens verwickelt werden und dann hätte ich noch größeres Leid und größeren Kummer zu bekämpfen gehabt. — Kummer?“ fuhr er nach einer Weile fort, „habe ich denn eigentlich den? Nein!“ — und er lachte mit einem Mal fröhlich auf — „den habe ich in Person

wahrhaftig nicht, und das, was diese armen kleinen Dinger bekümmert macht, ist für mich nur ein leichter Flaum, den ich mit dem Athem meines Mundes wegblasen kann, sobald ich will. — Aber wie, will ich denn das? Soll ich mich etwa mit dem starren guten Mann da drüben in einen Kampf einlassen? Soll ich ihm den eisernen Kopf zurechtsetzen und ihm beweisen, daß er auf falschen Wegen wandelt, oder ihn vielleicht mit süßen Worten dahin bringen, daß er seinen Irrthum einsieht und von seinen eingerosteten Vorurtheilen abläßt? — Nein, das will ich nicht, dazu habe ich nicht die geringste Lust, den geringsten Trieb. Ich muß mich ihm gegenüber vielmehr ganz ruhig und still verhalten und von einer anderen Seite her den Windstoß blasen lassen, der seine auf Sand gebauten Kartenhäuser zertrümmert, seine Vorurtheile über den Haufen wirft. Und dieser Windstoß soll ihm nicht erspart werden, er soll sogar wie ein Orkan über seinen Scheitel dahinfahren, daß er merkt, daß es noch größere Kräfte in der Natur und den Herzen der Menschen giebt, als solchen dummen Stolz, der bei Bauern und Baronen gleich groß ist, die sich voll Thorheit und Aberwitz von jeher in den Haaren liegen und sich um das Bischen Recht und Macht auf Erden zanken werden, bis die Tage aufhören und die ewige Nacht be-

ginnt, die einmal eintreten wird, wenn die Sonne nicht mehr brennt und leuchtet und wärmt, das heißt für uns arme Menschenkinder — bis in eine unabsehbare, unberechenbare Zeit, die — Ewigkeit hinein. Ja, der leidige Stolz, der Bauern- wie der Baronenstolz, macht die Menschen dumm und hirnverrückt, und statt sich zu vertragen und brüderlich die Hände zu reichen, um Großes, Gewaltiges, nie Dagewesenes zu vollbringen, liegen sie in endloser blutiger Fehde und verkümmern sich und Anderen die paar Lebenstage durch Streit, Hader und Widerspruch. Ha, das war ja mit ein Grund, warum ich die hirnverrückte Welt verließ, die alle Tage mehr aus den Fugen geräth und, gleich der Motte, die so lange um das Licht flattert, bis sie sich verbrannt, nicht eher ruht, als bis sie sich durch Mord und Todtschlag zerfleischt hat und athemlos zu Boden liegt. Nein, hier, wo ich jetzt lebe und — so weit ich es kann — glücklich, das heißt unangefochten und mein eigener Herr und Diener bin, hier giebt es keinen Widerspruch, keinen Hader und Streit, also auch keine Narrheit, und so will ich mich auch mit dem Meyer, dem Eisenkopf, nicht streiten und den Mohren in ihm lieber von einem stärkeren Wäscher weiß waschen lassen. Haha! Aber still, klug und fein muß hier zu Werke gegangen werden. Kein Mensch

darf mir heute Nachmittag anmerken, daß ich auch nur ein Stäubchen von dem Vorgehenden weiß und meine Hände ein wenig im Spiel habe. Und hin muß ich — nicht etwa des Meyers wegen, denn mit dem möchte ich am wenigsten gern über die Sache sprechen, und ich hoffe, er klagt mir nicht seine Noth und trägt sein Kreuz noch eine Weile allein, bis er lahm und müde davon wird — aber um den armen Jungen, den Reinhard, thut es mir leid, den muß ich sprechen und trösten, wenn er überhaupt meine Tröstung versteht. Doch nicht darum allein will ich ihn sprechen, nein — er soll mir auch die Mittel in die Hand liefern, daß ich — beginnen kann, was ich jetzt beginnen muß. O Moses Joël, wenn Du doch hier wärest, wie leicht und schnell wäre dann Alles abgemacht! Aber Du bist leider fern und ich kann Dich nicht citiren, wie Faust die Geister citirte, die ihn aus dem Fegefeuer des Zweifels erlösten. Indessen — Geduld! er kann ja nicht ewig ausbleiben und sobald er kommt, soll der Reigen beginnen, der der Anfang von unserm Ende ist. So, und jetzt bin ich wieder bei Laune, nun habe ich meinen inneren Jammer, der schon so lange in mir haftet, einmal ausgetobt und mich erfrischt, und kann mit Esther, diesem menschlichen Engel, wieder ruhig und friedlich von den Blumen und Sternen

sprechen. Haha! Das arme Ding! Heute hat sie freilich keine Lust, klüger und weiser zu werden und bei mir die Summe, die sie zusammengezählt, zum Stimmen zu bringen, heute — blutet ihr kleines Herz zum ersten Mal, und das thut weh, o, wer weiß es nicht! Aber habe auch Du Geduld, kleine Esther, es blutet bei Dir nicht so lange, wie bei mir, und thut nicht ewig weh, ich weiß es. Denn für Dich wird und muß es zuerst eine Hülfe geben. Deinen Alten, den Joël, den bezwinge ich schon allein, mit Blick, Wort und Sinn, ich kenne ihn. Er ist ein verständiger und kluger Mann und die Logik der Thatsachen ist bei ihm noch nie verloren gewesen. Aber den Meyer, den Trotzkopf, wie bezwinge ich den? Für den giebt es keine Geister, aus Luft und Schimmer gewebt, der ist ein materieller Mensch und ihn muß man mit Keulenschlägen zur Einsicht bringen, sonst sieht und fühlt und begreift er die Logik nicht. Hm! — O, doch das weiß ich jetzt auch," fuhr er nach einer Weile fort, „ich habe die Keule für ihn gefunden und ihr Schlag thut nicht weh, ja sie kitzelt nur seine grobe Haut. Mit einem Wort — den überlasse ich Esther allein — die soll den Drachen in ihm bezwingen, und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist sie stark genug dazu und ihrer natürlichen Kraft und Kunst ist er am

wenigsten gewachsen. Aber sie selbst darf keine Ahnung davon haben, was sie leisten kann und soll, sonst sprudelt ihre Quelle nicht aus natürlichem Gestein, sondern spritzt wie eine künstliche Fontaine in die Luft und was sie dann hervorbringt, ist nichts als leerer Schaum. Nein, ich will sie schalten und walten lassen, wie die Natur es ihr eingegeben hat, und so soll ihre Natur die seine bezwingen und er soll sogar selbst, wenn er am Boden liegt und die Anderen über sich triumphiren sieht, seine Freude daran haben und zuletzt Gott danken, daß es so und nicht anders gekommen ist!

„So, jetzt bin ich fertig im Walde und mit mir selbst, denn ich habe mich wieder gefunden und die Summe meiner Rechnung stimmt. Jetzt kann ich ruhig nach Hause gehen und nun soll mir das Mittagbrod besser schmecken, als mir das Frühstück geschmeckt, da ich die Thränen in den Augen des Mädchens sah, die nicht zum Weinen geschaffen sind. Weiß der Himmel, wie es kommt: das eigene Leid hat mir nie den Appetit verdorben; wenn ich in übler Lage war, habe ich immer gedacht, daß einmal wieder bessere Zeiten kommen, aber wenn ich solche armen Würmer, wie diese Mädchen leiden sehe, dann ist es vorbei damit und dann hilft mir kein Trost, der in den Lüf-

ten schwebt und nicht mit Händen greifbar ist. Nun, nun, Ihr werdet auch wieder zur Ruhe kommen, und lachen und glücklich werden, wie Ihr jetzt weint und unglücklich seid. Ein Bischen Trübsal muß jedes Adam- und Evapaar erleben, ehe es unter die Hände — der schwarzen Männer geräth, die nun einmal den Segen auf der Erde von Amtswegen zu sprechen haben, den eigentlich Gott im Himmel allein zu vertheilen hat. Doch, sie dünken sich ja seine Apostel, seine Dolmetscher und Lieblingskinder auf Erden zu sein, und man lasse ihnen dies kindliche Vergnügen, das einem vernünftigen Menschen keinen Schaden thut. Ach nein! Glücklicher Weise für sie giebt es ja noch genug Leute, die an ihre Machtvollkommenheit und irdische Göttlichkeit glauben, weil sie nicht selbst so vernünftig sind, ihrem Schöpfer nahezutreten, der doch so dicht über ihnen und rings um sie her thront, ihnen Glück und Freude giebt, aber sie wahrhaftig nicht zu gedankenlosen Betern und Büßern erniedrigen will, was die Dunkelmänner so gern möchten, wenn sie nur immer könnten. Nun, ich glaube nicht an diese ihre irdische Göttlichkeit, aber ich glaube — an den Gott da oben," sagte er mit lauter und starker Stimme — „an einen großen, allmächtigen Gott, der den Himmel und die Erde geschaffen hat, und das haben mich die Sterne gelehrt,

die da über mir flackern und brennen, denn auch die Sterne — ich kann es nicht oft genug sagen — können reden und zu mir reden sie stets ein verständliches Wort. — Doch genug für jetzt! Da bin ich wieder ganz in Gedanken auf den Rückweg gerathen und dort liegt mein Haus. Und da — da kommt Esther daraus hervor!"

Er blieb einen Augenblick stehen, und da Esther, die ihn schon lange voller Bangen im Garten erwartet, vor der Hecke stand und ihm mit leuchtenden Blicken entgegensah, rief er laut: „Komm her, mein Kind!" — Und als sie schnell auf ihn zugesprungen kam und ihm, im frohen Bewußtsein, dem Freunde wieder nahen zu dürfen, an die Brust sank und ihn fragte, ob er sich wieder ganz wohl fühle, schloß er sie fest in seine Arme, küßte sie wiederholt und rief:

„Ja, mein Kind, ganz wohl, und Dir — bringe ich etwas Gutes mit und gebe Dir den Rath: Sei vergnügt! Ob Christ oder Jude, das ist vor Gott ganz gleich, und daß Du den Reinhard liebst, das ist mir recht und an Deines Vaters Statt, der jetzt nicht bei uns ist, gebe ich Dir schon im Voraus meinen Segen dazu. So!"

Sie sah ihn verwundert an, als könne sie ihn nicht recht begreifen. Auch war die Wandlung, die mit

seiner Stimmung und seinem ganzen Wesen vorgegangen, in der That groß und nicht so leicht zu begreifen. Denn so seltsam, so überzeugend, mit einem so wunderbaren Ausdruck der Wahrheit in Miene, Blick und Stimme hatte er noch nie zu ihr gesprochen, aber als sie in sein klares Auge sah, das so liebevoll und väterlich auf ihr ruhte und bis in ihr Innerstes drang, durchbebte sie das köstliche Gefühl, daß es ihm Ernst damit sei, was er eben gesagt, und nun glaubte sie ihm wieder, wie sie ihm früher in den Aussprüchen der Wissenschaft geglaubt, auch in den Aussprüchen des Herzens, und hoch auf jubelte das ihre, als ob nun alles Weh der Erden mit einem Mal verschwunden und der Tag des Heils angebrochen wäre, dessen Morgengrauen für sie begonnen, als sie zum ersten Mal in den Augen eines Mannes gelesen, daß auch für sie, die Jüdin, Raum in seinem Herzen sei, wie auch das ihre mit Wonne und Seligkeit erfüllt war vom ersten Augenblick an, da er seine Stimme vor ihr ertönen ließ.

Zweites Capitel.

Wie Doctor Blank seinen Feldzug einleitet.

Als Beide in das Haus getreten waren, verfügte sich Jedes von ihnen in sein Zimmer, um hier das eben Durchlebte noch einmal im Stillen zu bedenken, und namentlich Esther war nach ihrem offenherzigen Bekenntniß und Allem, was sich daran geknüpft, in eine so weihevolle und dankerfüllte Stimmung gerathen, daß sie im Augenblick für nichts Anderes um sie her Sinn und Neigung spürte. Als sie sich später wieder im Speisezimmer trafen, war sie allerdings ruhiger geworden, aber der Nachklang der vorher gesprochenen und gehörten Worte tönte noch immer in ihrem Herzen und Ohre wider und so verhielt sie sich gleich dem Doctor, der auch so Manches zu überlegen haben mochte, stiller als sonst, zur höchsten Verwunderung der Frau Mausgrau, die sich gar nicht erklären konnte, wo mit einem Mal die Munterkeit und Sprechlust ge-

blieben war, die früher am Tische ihres Herrn geherrscht, so lange das junge Mädchen bei ihm im Hause weilte. So sah sie, am Tische stehend und die Speisen darreichend, bald den Doctor, bald Esther an und glaubte nach genauerer Prüfung eine ungewöhnliche Spannung und Erregung auf ihren Gesichtern zu lesen, die ja auch in der That vorhanden waren, da Beide die Spuren ihrer inneren Vorgänge noch nicht daraus hatten verwischen können. Indessen ließ sie sich für jetzt nichts merken und als sie endlich wahrzunehmen glaubte, daß sie im Zimmer entbehrlich, ja überflüssig sei, verließ sie es mit einem bedeutsamen Kopfschütteln, um sich nun auch an ihren Tisch zu setzen und ihre so wenig befriedigte Neugier mit wohlschmeckender Speise zu tödten.

Als der Doctor und Esther abgespeist und Isaak von seinem Herrn den Befehl erhalten, um halb drei Uhr mit dem Wagen vor der Thür zu sein, begab sich dieser in sein Studirzimmer, um ein Stündchen zu ruhen; Esther dagegen, die im Hause keine Ruhe fand und nach äußerer Zerstreuung strebte, woher sie auch kommen möge, ging in den Garten, und hier gesellte sich bald der Gärtner zu ihr, mit dem sie nun ein längeres Gespräch über die Rosenzucht anknüpfte. Die Folge davon war überaus günstig für sie; das

Gleichgewicht ihrer Seele stellte sich dadurch wieder her, ihr Geist wurde von ihren leidenschaftlichen Empfindungen abgezogen und auf Dinge des alltäglichen Lebens zurückgeführt, so daß sie, als sie um halb Drei mit dem Doctor in den Wagen stieg, wieder die alte aufmerksame und lernbegierige Esther geworden war, die für jedes grüne Blatt am Baume, für jedes Moos am Boden ein Auge und für jedes Zwitschern der kleinen um sie herumhüpfenden Vögel ein dankbares Ohr besaß.

Während der ersten Hälfte der Fahrt verhielt sich Doctor Blank auffallend still und eine gewisse Nachdenklichkeit schien Esther, als sie ihn genauer beobachtete, neuerdings wieder in ihm zum Durchbruch gekommen zu sein. Als sie ihn nach dem Grunde derselben fragte, schaute er sie liebreich an, nahm ihre Hand in die seine und sagte lächelnd:

„Mein Kind, Du hast Recht, ich bin in der That wieder etwas nachdenklich geworden und dazu habe ich wohl einigen Grund. Doch will ich Dir denselben verrathen, damit Du Dich überzeugst, daß das, was mich augenblicklich beschäftigt, etwas Anderes ist, als was Du befürchten magst. Sieh, wir machen heute unserm Nachbar einen Besuch, der so unschuldig aussieht und doch von sehr wichtigen Folgen begleitet sein

kann. Ja, das gestehe ich Dir ehrlich ein. Und nun, um den in Zukunft mir möglicher Weise bevorstehenden Schwierigkeiten vorzubeugen und meinen Zweck auf die einfachste Weise zu erreichen, überlegte ich so eben meinen Feldzugsplan, nach dem ich verfahren will. Eine gute Disposition ist bei Allem, was man unternimmt, immer ein schönes Ding, die eine Handlung aus dem Stegreif, was ich überhaupt nicht liebe, nur selten ersetzen kann. So ist es in der Wissenschaft und so im praktischen Leben. Ein Redner, ein Schriftsteller, wenn er sprechen oder schreiben, ein General, wenn er eine Schlacht schlagen will, muß wissen, wo seine Ziele liegen, welche Wege dahin führen und welche Mittel ihm zu Gebote stehen, um sie zu erreichen, und nur dann kann er auf einen guten Erfolg rechnen, wenn er alles dies in einen vernünftigen Zusammenhang bringt, also sich seinen Plan macht, nach dem er spricht, schreibt oder schlägt. In dieser Arbeit sahest Du mich eben jetzt begriffen, aber nun bin ich fertig damit und weiß, was ich will, wohin ich muß und auf welchem Wege ich dahin gelangen kann."

„Da sind Sie ja ein wahrer alter Feldherr!" scherzte Esther, „aber ich weiß schon lange," fügte sie ernster hinzu, „daß Sie Alles hätten werden können,

was Sie gewollt, da die Natur Ihnen — hier im Kopf das Beste dazu gegeben hat."

„Ach, Kind," versetzte er mit trübem Lächeln, „das, was hier im Kopf sitzt, ist recht gut und mag bei manchem Menschen auch für sein Leben ausreichen, aber das Beste, das Allerbeste — das sitzt hier," und er zeigte dabei auf sein Herz — „und nur wo Beides, Kopf und Herz, in vollkommenem Einklange ist, da ist der Mensch ein fertiger Mensch und kann zu allem Erhabenen, Edlen und Großen berufen werden. — Doch sieh da, wir müssen unser Gespräch abbrechen, da taucht schon das Dach des Meyerhauses aus den Bäumen auf. Sieh doch, wie hübsch es hier ist und da kommt der schilfbewachsene Teich — o, an dem wollen wir nachher ein wenig spazieren gehen."

Als sie gleich darauf auf dem Spiegelhof anlangten, hörten sie schon in der Tenne von dem ihnen entgegenkommenden Adam Riese, dem beständigen Wächter derselben, daß der Meyer noch schlafe, da er erst um ein Uhr von einem langen Ritt mit seinem Sohne zurückgekehrt sei. So begaben sie sich denn in Thusnelda's Zimmer und hier fanden sie die Geschwister beisammen, die ihr gewöhnliches Siestagespräch hielten und sich heute mehr denn je zu sagen und zu klagen hatten. Als sie nun aber Doctor Blank mit ganz

heiterem Gesicht und auch Esther mit völlig aufgeklärter Miene bei sich eintreten sahen, sprangen sie ihnen mit einem fast jauchzenden Freudenruf entgegen und augenblicklich gewahrte Thusnelda, daß Esther einen großen Schritt vorwärts gethan, indem sie ihr ihren Wunsch erfüllt und dem Doctor ihre bedeutsame Morgenunterhaltung berichtet hatte. Das las sie nicht nur zuerst in Esther's, sondern bald auch in des alten Herrn Augen, die sie voller Spannung mit einem gewissen forschenden und doch auch beruhigenden Blick betrachteten. Indessen ließ er kein Wort fallen, das seine Kenntniß der Sachlage verrathen hätte, und so blieb sie vor der Hand noch im Unklaren, welche Wirkung Esther's Geständnisse auf ihn hervorgebracht.

„Soll ich den Vater wecken?“ fragte Reinhard den Doctor, nachdem sie die ersten Begrüßungen ausgetauscht und sich bequem niedergelassen hatten, während Thusnelda und Esther in die Küche gegangen waren, um sofort den Kaffee zu bestellen und dabei rasch sich ein paar aufklärende Worte zuzuflüstern.

„Nein, thue das nicht,“ erwiderte der Doctor ruhig. „Laß ihn schlafen, so lange er mag, und störe ihn nicht. Ein Mann, der müde ist und vorzeitig aus seinem Schlaf geweckt wird, ist übler Laune und hat ein Recht dazu, und das — wollen wir heute bei

Deinem Vater lieber vermeiden," setzte er mit einem feinen vielsagenden Lächeln hinzu, das Reinhard auch auf der Stelle verstand.

Als sich aber bald darauf mit den wieder in's Zimmer getretenen Mädchen und namentlich zwischen Reinhard und Esther ein längeres Gespräch entspann, das sich auf verschiedene gleichgültigere Dinge bezog, hielt sich der Doctor still, nur seine Augen waren um so fleißiger und er beobachtete mit eines Falken Schärfe jede Miene der beiden schweigsam Liebenden. Jedoch konnte er nicht das geringste Zeichen entdecken, daß irgend ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen bestand, so sehr er sich auch bemühte, ein solches aufzufinden. Nur das Eine, was er immer an ihnen gesehen, sah er auch heute — sie sprachen freundlich zusammen wie zwei ruhige, durch nichts von innen und außen erregte Freunde, und das war ihm lieb und so gerade wünschte er es.

Endlich aber und eben, als der Kaffee von der Stubenmagd Louise hereingebracht wurde, war auch der Meyer aus seinem Schlaf erwacht, und da er im Nebenzimmer die fremden Stimmen hörte, trat er herein und augenblicklich, sobald er Doctor Blank und Esther sah, heiterte sich seine ernste Miene auf und er kam ihnen mit der alten biederen Freundlichkeit ent-

gegen. Nachdem er dem Doctor mit einigen Worten die Hand geschüttelt, trat er zu Esther heran, reichte ihr beide Hände hin — eine Geste, die dem gebieterischen und etwas steifen Manne selbst in den Augen seiner Kinder ganz seltsam stand — und hieß sie herzlich willkommen, so daß Jeder sah, wie sehr er sich über ihren Besuch freute.

So trank man ganz gemüthlich den Kaffee und als man damit fertig, forderte der Meyer seine Gäste zu einem Spaziergang um den Teich auf, wozu sie sogleich bereit waren. Daß die Stimmung des Vaters fast plötzlich eine ganz andere geworden, gewahrten seine Kinder sehr bald, denn am Morgen während des Rittes nach der Stadt war er gegen Reinhard noch sehr einsylbig gewesen, hatte auch nicht geraucht, was er nur that, wenn er bei vollkommen ungetrübter Laune war. Jetzt aber zündete er sich, bevor er das Zimmer verließ, eine Cigarre an, und da die jungen Leute unterdeß vorangegangen waren, der Doctor aber auf seinen Wirth gewartet hatte, so folgten die beiden Letzteren den Dreien langsam nach.

Vor dieser ersten Unterhaltung unter vier Augen mit dem Meyer hatte der Doctor eigentlich einige Besorgniß gehabt, denn jeden Augenblick glaubte er, derselbe würde ohne Weiteres von dem wichtigen Punkt,

der ihn nun schon seit zwei Tagen Tag und Nacht beschäftigte, zu sprechen beginnen, zumal er den jungen Leuten einen großen Vorsprung ließ und ungewöhnlich langsam mit seinem Gaste hinterherschritt. Allein dazu schien er nicht die geringste Lust zu haben und das war dem letzteren außerordentlich angenehm. Daß des Meyers Grundstimmung eine gehaltene und ernste war, bemerkte er allerdings und bisweilen ließ er auch eine Pause im Gespräch eintreten, als besinne er sich auf Etwas oder denke nach, ob er es sprechen solle oder nicht. Jedoch jedesmal, wenn der Doctor dachte: Nun kommt es! fuhr Jener wieder in dem vorigen Gespräch fort, bis der Gast die Ueberzeugung gewann, daß sein Wunsch erfüllt werden und der Meyer über des Barons Besuch und dessen Zweck gänzlich schweigen würde. Allmälig aber wurde er wieder wortkarger und nachdenklicher, und nun hielt der Doctor es für seine Aufgabe, den sichtbar mit sich selbst kämpfenden Mann bestens zu unterhalten, und das gelang ihm in der That vortrefflich, da er sich dazu eines ihm wohlbekannten Mittels bediente, um seine so streng und kalt blickende Miene aufzuheitern. Denn kaum hatte der Doctor von Esther zu sprechen begonnen, so schien der Meyer förmlich frisch aufzuleben, erkundigte sich alsbald nach vielen Dingen, die das junge Mädchen be-

trafen, und zeigte sich sogar etwas neugierig, zu erfahren, ob es ihr noch immer auf dem einsamen Blanksruh gefalle, worauf ihm sein Freund die Versicherung gab, daß er noch keine Abnahme ihrer Neigung, noch länger bei ihm zu bleiben, verspüre und daß sie sich nach wie vor eben so viel mit der Hauswirthschaft wie mit den Wissenschaften beschäftige.

„Na, das freut mich," sagte der Meyer. „Ich hatte mir schon gedacht, daß ihr das stille Waldleben auf die Dauer nicht zusagen würde."

„O, da irren Sie," entgegnete der Doctor. „Wenn es auf Esther allein ankäme, bliebe sie den ganzen Sommer und auch den Winter bei mir, um einen vollständigen Cursus in der astronomischen Wissenschaft durchzumachen, und da könnten wir oft zusammenkommen und uns die langen Winterabende recht angenehm vertreiben."

„Das wäre ganz hübsch," bemerkte der Meyer, „aber es wird leider nicht geschehen. Ihr Vater wird sie gern wieder mit sich nehmen und das kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken. — Wann glauben Sie denn, daß der Alte wiederkommt?"

„Das kann jeden Tag geschehen und ich erwarte schon seit zwei Tagen einen Brief von ihm, der mir seine Ankunft meldet."

„O, das wäre mir doch etwas zu früh,“ sagte der Meyer kopfschüttelnd, „und mir würde es schon wegen der Nella leid thun, wenn sie das liebe Mädchen so bald verlieren sollte.“

Doctor Blank schwieg darauf, aber er freute sich im Stillen, daß Esther dem herben Manne schon in so kurzer Zeit so nahe an's Herz gewachsen war. Eben wollte er von Neuem das Gespräch beginnen, als der Meyer plötzlich lächelnd sagte: „Wie hat Ihnen denn der Kuchen geschmeckt, den die Kleine neulich gebacken hat? Hat sie auch nicht die Rosinen oder irgend eine andere wichtige Zuthat vergessen?“

„O nein, die vergißt nichts, und der Argus, die Mausgrau, steht ja auch immer Schildwache bei ihr, paßt auf und hält ihr Recept in der Hand. Uebrigens hat der Kuchen vortrefflich geschmeckt, wir haben heute Morgen noch davon gegessen und ich glaube kaum, daß Nella ihn besser machen könnte.“

„Na, das freut mich, da hat sie ja alle Anlage, dermaleinst eine gute Hausfrau zu werden. Denn verheirathen wird sie sich doch einmal und recht bald, aber — aufrichtig gesagt, Doctor — einem krummbeinigen, mauschelnden Juden gönne ich dieses frische, geistreiche und reizende Mädchen nicht.“

Der Doctor horchte auf und beinahe wäre er dem

Meyer für diesen Ausspruch um den Hals gefallen, allein er mäßigte sein Feuer, lachte nur laut auf und sagte: „Na, das ist ja natürlich, daß sie sich einmal verheirathen wird, aber einen krummbeinigen, mauschelnden Juden wird sie gewiß auch nicht nehmen, dazu ist sie gar nicht erzogen und so wird sie auch nicht dem Ersten Besten in die Hände fallen."

„Ja, sie," sagte der Meyer, „sie möchte einen solchen Judenjüngling wohl nicht, aber bei ihrer Nation geht es ja nicht nach Liebe, wie ich gehört, sondern da spielt das Geld die erste Violine. Es ist eigentlich abscheulich, wenn man sich denkt, daß ein solches Mädchen verschachert werden soll, wie eine Waare."

„O, da irren Sie sich bei dem Joël," sagte der Doctor dreist. „Der betrachtet sein einziges Kind nicht als Waare und verschachert es nicht, denn auf Geld braucht er nicht zu sehen, er hat selbst genug. Nein, ich bin der Meinung, daß er in dieser Beziehung denkt wie wir und der Esther freie Hand läßt, und wenn er merkt, daß seine Tochter einmal eine wahre — eine wahre Liebe, Meyer, im Herzen trägt, so wird er — gewiß nicht so grausam sein, ihr dieselbe mit Gewalt aus dem Herzen zu reißen. Das wäre ja auch unverantwortlich thöricht von ihm, denn ein Mensch ist ja keine todte Waare, sondern ein Geschöpf von Fleisch

und Blut, mit Herz und Gemüth, und dem darf man keine so engherzigen und willkürlichen Schranken setzen."

Der Meyer hörte das ruhig an, wurde ganz still und seufzte leise auf. Der kleine Hieb saß offenbar bei ihm, aber er sprach sich nicht weiter darüber aus und mit einem Male schien die gute Laune von ihm gewichen zu sein. Plötzlich aber raffte er sich wieder auf und fragte: „Wie lange bleiben Sie heute hier? Werden Sie Ihr Abendbrod bei uns verzehren?"

„Nein, heute nicht, lieber Meyer, ich muß sogar schon in einer Stunde aufbrechen, denn der Mond wird heute über die Hälfte sichtbar sein und da der Himmel klar bleibt, will ich ihn einmal gründlich wieder vornehmen. Man hat da eine ganz neue Entdeckung an ihm gemacht und die will ich nun zu constatiren suchen."

„Immerhin," sagte der Meyer, „nehmen Sie ihn tüchtig auf's Korn, das wird dem alten Burschen nichts schaden. Und so fahren Sie denn, aber vergessen Sie mich nicht ganz und kommen Sie, so lange die Esther noch bei Ihnen ist, so oft wie möglich. Es findet sich vielleicht bald die Gelegenheit, daß ich Ihnen — auch eine Entdeckung mittheile, die ich an meinem Monde gemacht, aber diesmal war ich der Erste darin, worauf ich indessen nicht so stolz bin, wie es — andere

Entdecker sind. Und jetzt will ich einmal zu den Mädchen gehen, damit ich auch etwas von Ihrem Famulus profitire."

Der Doctor hemmte ihn nicht und so begaben sie sich zu den jungen Leuten, wo der Meyer sogleich ein Gespräch mit Esther begann, während sein Freund zwischen Thusnelda und Reinhard hinter ihnen herschritt. Als die Drei aber eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, sagte der Doctor mit etwas leiser Stimme:

„Kinder, ich bin heute hierhergekommen, um mit einem von Euch ein vertrauliches Wort zu reden, und das kann ich nur, wenn wir allein sind. Auf Dich, Reinhard, habe ich es dabei hauptsächlich gemünzt. Wenn wir also nachher nach Hause fahren, was bald geschehen wird, so begleitet uns ein Stück. Ich lasse den Wagen vorauffahren und Du, Nella, gehst mit Esther voran und ich folge mit Reinhard. Habt Ihr verstanden?"

„Ja," sagte Reinhard, während Thusnelda erröthend schwieg. — „Wenn aber der Vater mit uns geht?" fragte er plötzlich.

Der Doctor lachte. „Dann lassen wir ihn mit Esther vorangehen," sagte er, „Nella hält sich zu ihnen und Du bleibst bei mir. So sind wir also damit

fertig, nicht wahr? Na, und nun laßt vor der Hand alle Sorge fahren, und Du namentlich, Nella, hänge den Kopf nicht zu tief. Mehr will ich Dir heute nicht sagen; Dein Tag ist schwer genug gewesen und Reinhard kann Dir nachher erzählen, was ich mit ihm abgehandelt, um Deinen gesunkenen Muth noch etwas mehr aufzurichten."

Thusnelda sah den also Sprechenden mit einem dankbaren Blick an, umfaßte seinen Arm und drückte ihm die Hand. Er nickte ihr freundlich zu, deutete still auf die kurz vor ihnen Hergehenden und legte den Finger auf den Mund.

Der Meyer schien sich mit Esther vortrefflich zu unterhalten, denn man hörte, daß er scherzte und bisweilen sogar lachte, was immer ein gutes Zeichen bei ihm war. Eben aber hatte man den Teich ganz umschritten und sich dem Hause wieder genähert, als Adam Riese erschien und die Meldung brachte, daß der Herr Prediger aus dem Dorfe gekommen sei und den Herrn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Der Meyer verzog sein Gesicht in ernstere Falten und sagte: „Der Prediger? Heute? — Nun ja, ich werde gleich kommen, laß ihn nur einstweilen in mein Zimmer treten." Und als Adam Riese darauf ge-

gangen, wandte er sich zum Doctor um und sagte: „Ich weiß schon, was er will, aber heute kommt er mir etwas quer. Er wird mich eine ganze Stunde in Anspruch nehmen, denn ich kenne den langen Athem dieser Herren schon, die, wenn sie ein Kind taufen wollen, immer bei der Entstehung der Welt anfangen und mit ihrem Untergang endigen. Haha! Ja, das thut mir leid, ich wäre gern noch länger mit Ihnen zusammen gewesen. Aber es soll nicht sein und ich unterwerfe mich. So will ich Ihnen denn gleich Lebewohl sagen, wenn Sie doch nicht bis zum Abend bleiben wollen."

„Nein, das können wir nicht," sagte der Doctor rasch und reichte dem Meyer schon die Hand. Dieser schüttelte sie ihm herzlich, dankte ihm für seinen Besuch und wandte sich dann zu Esther mit den Worten: „Auch Ihnen will ich mich empfehlen. Leben Sie wohl, kommen Sie bald wieder und vergessen Sie bei Ihren Sternen, Sonnen und Monden meine Nella nicht." — Dann blickte er sie noch einmal freundlich an, reichte ihr die Hand und schritt dem Hause zu, um seinem neuen Besuche entgegenzugehen.

Kaum war er über den Rasen dem Hause zugeschritten und in der Tenne verschwunden, so sagte der Doctor zu Reinhard: „Das kommt wie gerufen

und ich möchte dem Prediger meinen Dank dafür abstatten, wenn es sich schickte. So laß denn anspannen, mein Junge, und den Wagen langsam abfahren. Wir aber wollen gleich aufbrechen und zu Fuß vorangehen."

Fünf Minuten später waren Alle zum Gange bereit und Isaak spannte schon seine kleinen Ponies ein. Nella, der Worte des Doctors eingedenk, bemächtigte sich sogleich Esther's Arm und ging mit ihr voraus, Reinhard dagegen blieb mit dem Doctor zurück und Beide folgten nun den Mädchen langsam nach.

In den ersten Minuten sprach der Doctor kein Wort und schien sich zu überlegen, wie er das nun folgende Gespräch beginnen solle, dann, sobald man in den Wald eingetreten und außer Hörweite der Mädchen war, legte er seinen Arm in den seines Begleiters und sagte: „Reinhard, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich mein Herz gegen Dich erleichtern kann, und so laß uns ein Wort im Vertrauen sprechen. Ich will mich möglichst kurz und den Stier gleich bei den Hörnern fassen. Also mit einem Wort: ich weiß, was bei Euch vorgegangen ist. Esther hat mir gebeichtet, nachdem ihr Thusnelda ihr Leid geklagt. Nun, Du hattest mich ja eigentlich schon darauf vorbereitet und so ist es mir nicht unversehens über den Hals gekommen,

was immer sein Gutes hat. Dein Vater hat sein Votum abgegeben, wie wir es vorausgesehen, und die Thusnelda trägt den Schreck davon in den Gliedern. Das thut mir leid, aber vor der Hand ist daran nichts zu ändern. Der Alte hat in mancher Beziehung Recht, in mancher aber auch nicht, doch das hilft uns nichts. Man muß ihm auf andere Weise beizukommen suchen und darauf habe ich all mein Sinnen und Trachten gerichtet. Die Sache ist ernst, mein Sohn, ja, sehr ernst und fatal, aber nicht verzweifelt. Fasse Dich also und habe guten Muth. Vielleicht kann ich der Fürsprecher Deiner Schwester bei Deinem Vater sein."

Da er einen Augenblick schwieg, faßte Reinhard seinen Arm fester und versetzte: „Ich danke Ihnen tausendmal für diesen Ausspruch, Herr Doctor, er enthält des Trostes für Nella Viel. Ja, ich glaube auch, daß Sie der einzige Mann auf der Welt sind, der in dieser Angelegenheit Einfluß auf unsern Vater besitzt — haben Sie etwa heute mit ihm darüber gesprochen?"

„Kein Wort, was denkst Du? So rasch geht die Sache nicht und man muß erst genau sondiren, wie die Verhältuisse liegen. Vor allen Dingen erhaltet den Alten bei guter Laune und laßt ihn nicht im

Geringsten Euer Mißfallen blicken. Das würde ihn nur störrischer und härter machen. Was mich aber dabei betrifft —" und hier fing er ungemein langsam und mit Bedeutung zu sprechen an — „so würde ich gern meine Hand zu des Barons Gunsten regen, aber sieh, mein Sohn, das kann ich doch eigentlich nicht. Wenn er mir persönlich bekannt wäre und ich mir mein eigenes Urtheil über ihn bilden könnte, dann läge die Sache anders und ich könnte es wagen, ein gutes Wort für ihn bei Deinem Vater einzulegen. Du zwar hast ihn mir schon oft genug haarklein geschildert und ich traue Dir auch zu, daß Du dabei ehrlich zu Werke gegangen bist, allein er ist — Dein Freund, Du bist vielleicht übermäßig von ihm eingenommen und so darf Dein Urtheil nicht das für mich allein maaßgebende sein. Nein, wenn ich zu Nella's Vortheil mein kleines Gewicht mit in die Wagschaale legen und den Baron empfehlen sollte, dann wäre es zuerst unerläßlich, daß ich ihn persönlich kennen lernte. Denn sieh, Dein Vater könnte mich ganz einfach fragen: Wie kommen Sie dazu, für einen Mann das Wort zu ergreifen, den Sie noch nie gesehen haben? Und wenn er das sagte, dann wäre ich mit meinem Latein zu Ende und er hätte wieder Oberwasser und wäre im Recht. Ich muß ihm also mit schärferen Waffen bei-

kommen und die suche ich eben mit Deiner Hülfe. Glaube mir —" und hier nahm seine Stimme einen wunderbar warmen und herzlichen Klang an — „ich verdenke Dir nicht, daß Du Deinen Freund gern glücklich sehen möchtest und Deine Schwester ist Dir ebenfalls lieb und ihr gönnst Du das Beste. Auch gäbe es ein schönes Paar, wenn es glückte — er soll ja hübsch, fein und gebildet sein, wie man sagt — aber wie, wodurch kann es glücken? Das ist mir noch nicht ganz klar."

Diese letzten Worte, mit einer gewissen lauerhaften Miene und Schärfe gesprochen, verfehlten ihre Wirkung auf Reinhard nicht. Er ging sogleich auf des Doctor's Meinung ein, überlegte rasch etwas im Kopf und sagte dann: „Nun, da weiß ich doch einen Rath, Herr Doctor. Wenn es nur davon abhängt, daß Sie Armin von Strachnitz persönlich kennen lernen, um für ihn und Nella Gutes zu wirken, so brauche ich Ihnen denselben ja nur einmal zuzuführen, und dann wäre diese Schwierigkeit sofort gehoben."

Der Doctor zuckte unwillkürlich zusammen und über sein gutmüthiges Gesicht, das er etwas seitwärts wandte, blitzte es wie ein geheimer Freudenstrahl. Indessen schwieg er einige Augenblicke und es sah gerade so aus, als ob er sich den Vorschlag Reinhard's überlege. „Ja,"

sagte er endlich gedehnt, „das wäre am Ende der kürzeste und einfachste Weg, aber wo — wie — wann soll ich ihn kennen lernen, denn das müßte — doch eigentlich sehr bald geschehen, da ich nicht gern viel Zeit verlieren möchte, und Dein Vater dürfte vielleicht auch am zugänglichsten sein, so lange er des Barons Besuch und Persönlichkeit noch frisch und fest vor Augen hat."

„O, dies Wo, Wie und Wann ist ja die allerleichteste Sache," nahm Richard mit wahrem Feuereifer die Rede gleich wieder auf. „Ich brauche ja nur zu ihm hinüber zu reiten und ihn mit nach Blanksruh zu bringen, dann haben Sie ihn und das Uebrige würde sich bald von selbst ergeben."

„In mein Haus?" fragte der Doctor rasch und dabei leicht zusammenschauernd, was Reinhard sogar in seinem Arm fühlte, der noch immer in dem des alten Herrn lag. „O nein, das wünschte ich nicht. Den Frieden in meinem Hause möchte ich mir auf keine Weise durch das Dazwischentreten einer fremden Person stören lassen und — ich würde es überhaupt nicht gern sehen, wenn der Baron erführe, daß ich meine Hand in seine Angelegenheiten stecke. Auch würde er, der ja gewiß schon von Eurer Bekanntschaft

mit mir gehört hat, sich mir nicht natürlich, ich meine in ungezwungener Weise vorstellen, wenn er als Gast zu mir käme, und was für einen Grund wolltest Du ausfindig machen, um ihm diesen Besuch nothwendig erscheinen zu lassen? Als Cavalier, dem die Formen und Manieren der feinen Welt zu Gebote stehen, würde er sich bei dieser Gelegenheit bemühen, sich von einer vortheilhafteren Seite darzustellen, als er wirklich ist, und ich will ihn nur kennen lernen, wie er in Wahrheit und immer ist und er darf sich daher auf die Zusammenkunft mit mir nicht vorbereitet haben. Also das geht nicht und so denke Dir einen anderen Plan aus. — Doch halt," unterbrach er sich, „da fällt mir Etwas ein, und wenn das Deine Billigung erhält, so könnten wir es zur Ausführung bringen. Laß ihn mich ganz zufällig an einem neutralen Orte finden. Zum Beispiel im Walde irgendwo, wir brauchten ja nur Ort und Zeit zu bestimmen, und da treffen wir uns, ohne daß er eine Ahnung hat, zu welchem Zweck es geschieht."

„Gewiß," stimmte Reinhard nach kurzer Ueberlegung bei, „das dürfte am gerathensten sein und es ist ja auch ganz leicht auszuführen. Bestimmen Sie nur selbst Zeit und Ort, dann reite ich zeitig nach Strachnitz, fordere ihn auf, mich auf meinem Wege

nach Hause zu begleiten und so führe ich ihn dahin, wo Sie uns erwarten."

Doctor Blank lächelte still vor sich hin und nickte. „Ja," sagte er, „das geht, und so wollen wir gleich unsere Verabredung endgültig treffen. Wie wäre es also mit morgen? Kannst Du da abkommen, ohne Deinem Vater zu sagen, wohin Du gehst?"

„O, eines heimlichen Rittes bedarf es nicht. Ich kann Armin ja besuchen, wann ich will und selbst ihm ist der Besuch des Spiegelhofs nicht untersagt. So werde ich also meinem Vater geradezu sagen, daß ich ihn sprechen müßte, und reite morgen um acht Uhr fort und schaffe ihn zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle."

Der Doctor sah dem so ehrlichen jungen Mann freudig in das offene Gesicht. „Das ist recht," sagte er, „ich wollte blos hören, ob Du Umschweife machen würdest. So sage es also Deinem Vater, reite um acht Uhr und sei Punkt Elf an dem bezeichneten Ort. Dort aber thue, als ob Du mir ganz zufällig begegnet wärest."

„Ja, das will ich, aber nun fehlt noch der Ort. Welchen wählen Sie?"

Der Doctor sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Ich werde um zehn Uhr allein in den Wald

zum Botanisiren gehen. Kennst Du die große Eiche auf dem kleinen grünen Hügel in der Nähe der Gränze des Gemeindewaldes? Sie steht isolirt und man überschaut von ihr die ganze Umgegend."

„O ja, die kenne ich genau, sie war ja ein beliebter Spielplatz in unsern Kinderjahren und wir haben oft auf den Gränzsteinen gesessen, die im Kreise um sie herum stehen. Jetzt hat mein Vater, der den Baum auch liebt, eine Rasenbank unter ihm anlegen lassen, was ich neulich erst bemerkt, als ich daran vorübergekommen bin."

„Der ist es!" nickte der Doctor. „Und so sind wir ja für heute fertig. Morgen elf Uhr ist die Parole, zufällige Begegnung heißt die Losung, und das Feldgeschrei — nun, das Feldgeschrei — soll — Armin sein. So. Jetzt geh einmal voran und nimm Abschied von Esther; ich werde dem Isaak entgegengehen, der da eben angefahren kommt, denn ich bin müde geworden. Doch noch ein Wort und das merke Dir wohl. Thusnelda darf heute noch nicht erfahren, was wir für morgen beschlossen haben, es würde sie nur unnöthiger Weise beunruhigen."

Reinhard gab ihm ein bejahendes Zeichen, verließ ihn dann und hatte bald die beiden Freundinnen eingeholt. Der Doctor dagegen, sobald er sich allein sah

und einige Schritte rückwärts dem langsam herankommenden Wagen entgegengethan, rieb sich vergnügt die Hände, blickte mit einer Art stillen Frohlockens zum Himmel auf und sagte zu sich:

„Da haben wir es! Mein Feldzug ist glücklich eingeleitet und die erste Attaque wird bald beginnen. Ah, das ist rasch genug gegangen und so muß es auch sein. Wenn die Kugel erst im Lauf und der Drücker abgezogen ist, fliegt sie ohne Widerspruch an's Ziel und das Ziel — liegt hier so groß, so unverkennbar groß und klar vor ihr, daß sie es nicht fehlen kann. Also voran! Morgen um elf Uhr und zufällige Begegnung! Ha!" —

Als Isaak mit dem Wagen ihn gleich darauf erreicht hatte und er eingestiegen war, holte er bald die drei jungen Leute ein und nun blickte er mit leuchtenden Augen nach ihnen hin und freute sich, als er sah, wie herzlich der Abschied war, den sie von einander nahmen. Er kam gerade bei ihnen an, als Thusnelda und Esther sich zärtlich umarmt und geküßt hatten und Reinhard nun der Letzteren seine Hand reichte, um ihr Lebewohl zu sagen. Aber eigentlich hörte er nicht, was sie sich sagten, denn seine lebhaften Gedanken schweiften in diesem Augenblick bereits auf einem ganz anderen Felde.

„Leben Sie wohl!“ sagte Reinhard mit seiner warmen Herzensstimme zu der ihn etwas scheu anblickenden Tochter Joëls, „haben Sie Dank für Ihre Güte gegen uns und — vergessen Sie uns nicht!“

„Nein!“ hauchte Esther mit erglühendem Gesicht, entzog ihm ihre Hand und stieg dann hurtig in den Wagen, um sogleich mit dem alten Freunde abzufahren, während die beiden Geschwister Arm in Arm langsam nach dem Spiegelhof zurückkehrten und sich Alles Wort für Wort wiederholten, was heute gesprochen, nur daß Reinhard morgen den Baron dem Doctor durch Zufall in den Weg führen wolle, erfuhr Thusnelda von ihrem Bruder nicht. —

Als die Bewohner von Blanksruh in das kleine Haus eintraten und sich dabei wieder ganz still verhielten, empfing Frau Mausgrau sie an der Thür und folgte ihnen auf den Flur nach. Als sie aber den Doctor gleich in seine Arbeitsstube gehen und Esther ihr Giebelstübchen aufsuchen sah, begab sie sich in ihre eigene Wohnung, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte:

„Jetzt hab' ich's, aber Gott weiß, was da wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf sie niedergefahren ist

und ihre Laune versengt hat. Sie haben sich heute Morgen gezankt, ich sehe es ganz deutlich, und bis jetzt haben sie sich noch nicht wieder vertragen, das stand klar wie der Tag auf ihren Gesichtern geschrieben. Aber das arme kleine Ding thut mir dabei am meisten leid. Sie ist hier ganz allein und hat keinen Beschützer, da ihr Vater fern. Sie ist so hübsch wie gut und so gut wie hübsch und da will ich einmal aus christlicher Barmherzigkeit zu ihr gehen und sie ein wenig zu trösten versuchen."

Diesem hochherzigen Beschluß folgte augenblicklich die That und zwei Minuten später klopfte Frau Mausgrau leise an Esther's Thür.

„Herein!" scholl ihr des jungen Mädchens melodische Stimme sanft entgegen.

Als Frau Mausgrau in das schon ziemlich beschattete Zimmer trat, sah sie Esther in der Ecke ihres kleinen Sophas sitzen, den zierlichen Kopf gedankenschwer in die rechte Hand gestützt und das etwas bleiche Gesicht, auf dem der Ausdruck stiller Resignation lag, ruhig nach ihr hinwendend, als ob sie nicht die geringste Neugier empfände, wer sie jetzt zu stören komme. Eine Weile sah sie sie neugierig fragend und theilnehmend an, dann schlug sie die Hände zusammen und rief:

„Mein Jesus, was ist denn das? Warum sind Sie denn so sehr traurig, mein liebes Kind?“

„Ich, traurig? Nein da irren Sie sich, liebe Frau,“ entgegnete Esther freundlich, „ich bin es ganz und gar nicht und habe nur — habe nur etwas Kopfschmerz.“

„O, Kopfschmerz? Weiter nichts? Nun, das ist besser als Herzschmerz, den habe ich in meinem Leben schon Millionen Mal gehabt und er geht immer wieder bald vorüber, namentlich wenn man so jung und gesund ist wie Sie. Aber es ist mir lieb, daß Sie nicht traurig sind, ich dachte mir schon — Sie hätten sich mit dem Herrn Doctor — etwas — gezankt.“

„Gezankt?“ fuhr Esther fast heftig auf. „Ei mein Gott, wie können Sie das denken? Ich habe mich noch mit Niemandem in meinem Leben gezankt und mit dem Herrn Doctor würde ich es am allerwenigsten thun.“

„So, so! Na, das ist mir lieb, ich dachte es blos. — Aber wissen Sie — einen guten Rath will ich Ihnen doch geben, da ich weiß, woher Ihre Kopfschmerzen stammen.“

„Nun, woher denn?“ fragte Esther lächelnd, da ihr der weise Gesichtsausdruck der alten Frau zu komisch vorkam.

„Sie haben sich auf dem Berge erkältet, auf dem

es Abends immer so luftig und kühl ist. Und ewig nach den Sternen und dem Mond zu gucken, das ist gar keine Arbeit für Sie, mein liebes Kind. Sie sollten einmal ruhig hier unten bleiben und den Doctor allein hinaufklettern lassen. Den ficht das nichts an, der ist ein alter knochenfester und wettergehärteter Mann, so zart er auch aussieht, aber er hat eine zähe Natur und ist an das Nachtwachen und die Nachtluft gewöhnt. Sie aber sind das nicht und so rathe ich Ihnen ernstlich, heute bei mir unten zu bleiben und ich will Ihnen auch eine Tasse recht guten Thee machen, dann legen Sie sich zeitig zu Bett und morgen früh sind Sie frisch und gesund und haben keine Kopfschmerzen mehr."

Jetzt lachte Esther herzlich auf, denn Frau Mausgrau hatte ihr da eben einen Rath gegeben, der mit ihren und des Doctors heutigen Beschlüssen vollkommen übereinstimmte. „Ja," sagte sie, aufstehend und im Zimmer langsam hin und her schreitend, „da haben Sie Recht, glaube ich, und ich werde Ihren guten Rath befolgen, heute nicht auf den Berg gehen und eine Tasse Thee bei Ihnen trinken."

Frau Mausgrau schlug vor Freude die Hände zusammen, denn es war das erste Mal, daß sie diesen Sieg über Esther erfocht, den sie sich natürlich ganz

allein zuschrieb. „Herr Du mein Heiland," rief sie, „was Sie mit einem Mal vernünftig sind! Das hätte ich mir beinahe gar nicht gedacht. Aber das ist ja prächtig, da werde ich doch einmal eine gute Gesellschaft am Abend haben und die Stunden in der Dämmerung werden mir in dieser schrecklichen Einsamkeit nicht so lang vorkommen."

Esther nickte ihr freundlich zu. „Ich will Sie heute trösten," sagte sie herzlich, „und nun gehen Sie und machen Sie das Abendbrod fertig, der Herr Doctor will zeitig aufbrechen und ich werde ihm gleich sagen, daß er heute allein auf den Berg gehen muß."

„Na, das ist recht, und wenn er sagt: Ja, Du gehst doch mit! dann sagen Sie energisch: Nein, ich will nicht! und vor solchem Wort hat er immer Respect, denn im Ganzen ist er ja ein grundgescheidter und vernünftiger Mann."

„O ja, das ist er," erwiderte Esther sinnend, „ich weiß es schon längst!" Und dabei trat sie an's Fenster, sah in den dämmernden, tiefschweigenden Wald hinaus und bemerkte kaum, wie Frau Mausgrau, froh wie eine Königin, daß ihr barmherziges Werk so leicht gelungen, das Zimmer verließ, um so schnell wie möglich den Abendtisch zurecht zu machen.

Die Stunde des Abendessens war gekommen und der Erste, der sich im Zimmer dazu einfand, war Doctor Blank. Als er eintrat und noch Niemanden darin traf, ging er mit vor der Brust verschränkten Armen einige Male hin und her und seine Miene zeigte dabei etwas ungemein Sanftes, Herzgewinnendes, als ob er einem wichtigen und doch auch angenehmen Augenblick entgegenginge, und das war ja auch der Fall, denn er wollte ja heute zum ersten Mal wieder, so lange Esther im Hause war, allein seine Warte besteigen, um mit seinen Sternen zu sprechen, denen er heute so viel zu sagen hatte. Als aber bald darauf Esther mit Frau Mausgrau eintrat, nickte er Beiden stumm, doch überaus freundlich zu, hob aber verwundert den Kopf, als gleich darauf Letztere aus freien Stücken sagte, als müsse sie Esthers Fürsprecherin bei ihrem Herrn sein:

„Fräulein Esther hat Kopfschmerzen, Herr Doctor. Sie hat sich wahrscheinlich gestern Abend auf dem Berge erkältet und so hat sie beschlossen, Sie heute nicht zu begleiten und lieber hier unten in meiner Gesellschaft eine Tasse Thee zu trinken.“

Der Doctor warf nur einen kurzen Blick auf Esther's Gesicht, das in diesem Augenblick einen überaus sprechenden Ausdruck zeigte, und er hatte sogleich

die ganze kleine Comödie begriffen. So sagte er auch sofort: „Den Rath haben Sie ihr gewiß gegeben, Mausgrau, und ich finde ihn gut, bin Ihnen also Dank schuldig. So mag sie denn bei Ihnen bleiben und ich werde diesmal allein gehen.“

„Na, das ist doch einmal vernünftig!“ rief Frau Mausgrau frohlockend und warf ihrem Herrn einen dankbaren Blick zu. „Nun bin ich zufrieden, daß Sie das Einsehen haben, daß eine alte erfahrene Frau auch einen guten Gedanken haben kann, obgleich ich ihn mir wahrhaftig nicht von den Sternen und dem Monde heruntergeholt habe. — Doch nun, Fräuleinchen, haben Sie keinen Appetit?“

„O ja,“ erwiderte Esther heiter, „ich will es Ihnen beweisen. Schon der gute Rath, den Sie mir gegeben, hat geholfen und ich befinde mich wieder leidlich wohl.“

„Nur nicht zu rasch!“ mahnte die Alte, „und frohlocken Sie nicht zu früh, sonst nimmt der Herr Doctor Sie doch noch mit, und die Schmerzen könnten leicht wiederkommen.“

„Schwatzen Sie nicht länger, Mausgrau!“ sagte der Doctor mit ziemlichem Ernst. „Ich will einmal nach Ihrer Meinung heute ganz vernünftig sein und so

ändere ich meinen Entschluß nicht und gehe allein. Aber nun still davon!" —

Das Abendbrod war verzehrt, Doctor Blank hatte sich vom Tische erhoben und machte sich nun zu seiner gewöhnlichen Wanderung bereit. Als er aber nach seinem Paletot verlangte, sagte Frau Mausgrau mit einer energischen Miene:

„Den brauchen Sie heute nicht selbst zu tragen, ich leide es nicht und hoffe, daß Sie diesmal auch darin vernünftig sind. Das Kladderadatschgesicht hat nichts zu thun und es kann dem fetten Menschen nur nützen, wenn er sich auch einmal die faulen Beine vertritt."

Doctor Blank lächelte, erwiderte aber nichts und so ging er auf Esther zu und wünschte ihr von Herzen eine gute Nacht. Sie begleitete ihn bis an die hintere Heckenpforte, sah ihm noch eine Weile nach, als er den steilen Berg zu ersteigen begann, und kehrte dann, in ihre jugendlichen und wieder hoffnungsvolleren Träume versunken, in das Haus zurück, wo sie ihrem warmen Thee und einer sehr lebhaften Unterhaltung Seitens der gestrengen Haushälterin nicht entgehen sollte.

Unterdeß war die Abenddämmerung langsam hereingesunken und eine hehre, feierliche Stille legte sich auf

die ganze Natur. Nicht der leiseste Windhauch strich durch die Bäume im Thal, kein Laut war ringsum zu hören und höchstens das leise Zirpen unsichtbarer Insecten schwirrte wie ein monotoner schwacher Gesang durch den beschatteten Wald. Nur bisweilen konnte man bei der tiefen Stille des Sommerabends vom Teich am Spiegelhof her das Gequak der darin hausenden Frösche vernehmen, aber die Ferne milderte den schrillen Ton, ja es klang sogar wunderbar traulich und lieblich, und für Esther, die jeden Abend darauf am Fenster lauschte, ohne ihre Theilnahme daran zu verrathen, war es stets wie ein freundlicher Gruß, der von Haus zu Haus durch die Lüfte drang und ihr die Meldung brachte, daß man auch dort unter dem großen Dach mit Liebe und Hingebung an die unter dem kleinen Dach wohnenden Menschen denke, und das war ihr immer ein wohlthuender, ein süßer Trost.

Im gemächlichsten Schritt, um sich bei der noch herrschenden Wärme nicht zu erhitzen, begann der Doctor den Berg zu ersteigen, aber er hatte diesmal ein solches Verlangen, die Höhe zu erreichen, daß er sich nicht ein einziges Mal ruhte, auch nicht seines stark klopfenden Herzens achtete, sondern unaufhaltsam bis zum Pavillon fortschritt, wo er zum ersten Mal einige Augenblicke stillstand und den unmittelbar hinter ihm

herkommenden und bei seiner Wohlbeleibtheit laut keuchenden Isaak erwartete, der ihm den Paletot und die nachher anzuzündende Laterne nachtrug. Als er Beides aber aus seinen Händen genommen und Isaak wieder mit einem stillen Gruß den Rückweg angetreten, schloß er den Pavillon auf, zündete wie gewöhnlich die Lampe an und rüstete sich, ohne Aufenthalt die kleine Wendeltreppe zu ersteigen und auf die Plattform unter der Glaskuppel zu gelangen. Und so sehr war er heute mit seinen geheimen Gedanken beschäftigt, daß er den Paletot mitzunehmen vergaß und im Pavillon liegen ließ, und sich erst ganz erleichtert fühlte, als er nun endlich auf der Plattform stand und seine Augen ringsum in die Weite schweifen konnten. Sterne waren zu dieser Zeit noch nicht sichtbar, denn so weit war der Abend noch lange nicht vorgerückt, aber die Ruhe und Stille, die hier oben herrschten, genügten schon, das übervolle und fast beklommene Herz des einsamen Mannes zu besänftigen und seinen Geist allmälig mit dem wohlthätigen Frieden zu erfüllen, den er hier oben jeden Tag suchte und in der Regel auch fand.

Ja, ruhig und friedlich lag auch heute die Erde tief unter ihm, ihn störte kein unharmonisches Geräusch als das, woran er hier oben seit langer Zeit gewöhnt war und welches ihm das unablässige Weben und Regen

in dem großen Reiche der Natur verkündete. Die ganze Ferne ringsum war in einen nebelähnlichen bläulichen Duft gehüllt; an dem Himmel, der seine tiefblaue Farbe schon mit den allmälig dunkler werdenden Tinten der Nacht zu vertauschen begann, schwebten im Westen kleine lichte Wölkchen in federartigen Gestaltungen und im Osten war der halbvolle Mond schon längst aus einer bleigrauen Wolkenwand getreten und schwebte nun feierlich langsam über den abendlichen Himmel hin, ohne jedoch der Erde sein Licht zu spenden, da die Stunde seiner Wirksamkeit noch nicht gekommen war.

Nachdem der einsame Mann sich lange nach allen Richtungen umgeblickt, den leichten südlichen Luftzug geprüft und gefunden hatte, daß heute keine kühlere Temperatur zu befürchten sei, setzte er sich auf einen unter der Kuppel stehenden Holzschemel, lehnte sich mit dem Rücken gegen die eiserne Brüstung und schaute gedankenvoll nach Osten hinüber, wo das Lippesche Land, die Grotenburg und die sie umringenden Waldberge lagen. So saß er lange unbeweglich und starrte, scheinbar mit nichts beschäftigt, in die weite, allmälig in nächtliche Schatten versinkende Ferne, und doch war er sehr lebhaft beschäftigt, denn unzählige Gedanken kreisten in seinem Hirn, ja es waren ihrer so viele

und sich widersprechende, daß er sie in der ersten Zeit gar nicht zu bewältigen und zu ordnen vermochte. So geschah es denn, daß ein Stern nach dem andern am klaren Himmelszelt hervortrat, und er merkte es kaum. Es fiel ihm auch heute nicht ein, irgend ein Fenster zu öffnen, sein Fernrohr zu richten und diesen oder jenen Stern seiner Untersuchung zu unterwerfen. Nein, heute wollte er nur vollkommen ungestört und mit sich allein sein, und hier war und blieb er es ja unbedingt, denn Niemand wagte es zu dieser Zeit auf die Höhe zu kommen und ihn in seinen Studien zu unterbrechen.

Nachdem er aber wohl länger als eine Stunde so brütend und grübelnd dagesessen, kam allmälig Klarheit und Ordnung in das Chaos seines Innern und er ward sich bewußt, welche Absicht ihn hauptsächlich heute hierhergeführt und warum er so allein hatte sein wollen. So löste sich denn das wirre Durcheinanderwogen seiner Empfindungen nach und nach in einen ruhigeren und geordneteren Gedankengang auf und indem er mit raschem Blick den weiten, von Lichtern funkelnden Himmel überflog, sagte er, nachdem ein tiefer Seufzer seiner Brust entstiegen:

„O ihr ewigen und unbeschreiblich schönen Sterne, was habt ihr schon Alles auf dieser Erde gesehen und

was werdet ihr nicht noch in aller Zeiten Folge sehen, denn für euch ist ja nur ein kurzer, rasch vorüberschwebender Traum, was wir arme Menschen eine Ewigkeit nennen und was uns auch oft eine solche zu sein dünkt. Und doch kann uns die Ewigkeit einer langen traurigen Vergangenheit wie ein kurzer Traum erscheinen, denn nur was vor uns liegt, ist lang, und was hinter uns verschwunden, ist kurz. Ein solcher kurzer Traum aber bietet Raum genug, für uns eine Hölle voll Schmerz und einen Himmel voll Lust und Seligkeit zu bergen, und gerade mir ist die erstere in Fülle zu Theil geworden, obwohl ich vor den Augen der Menschen gewiß nicht schwer zu leiden scheine.

„Wieviele Jahre sind es nun her, daß ich leide und den Augen der Menschen dies Leid zu verbergen trachte? Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als mir — jener erste Stern in seinem ganzen Glanze aufging, und jetzt zähle ich sechszig. Also im Ganzen achtunddreißig Jahre, und das ist für ein vergeblich hoffendes und ohne Unterlaß gequältes Menschenherz eine lange Zeit. Doch nein, daß ich die Wahrheit sage, von diesen achtunddreißig Jahren waren die ersten vier die glücklichsten meines Lebens, aber als sie vorübergerauscht wie ein flüchtiger Traum, da pochte der Schmerz an meine Brust und die Finsterniß und die

Nacht in ihrer grauenhaftesten Gestalt folgte ihm nach. O! Und habe ich diesen Schmerz je einem anderen Menschenauge gezeigt? Habe ich ihn nicht allein stumm und auf alles Erdenglück verzichtend mit mir herumgetragen? Habe ich je geklagt und mich über mein Schicksal beschwert? Habe ich je einen Glücklicheren beneidet? O nein, das habe ich nicht gethan und das letzte am allerwenigsten. Ich wußte wohl, daß er, der mir Alles genommen, was mich wahrhaft glücklich machen konnte, selbst nicht glücklich war, und jetzt weiß ich ja, daß ihm aus meinem Unglück nicht das mindeste Glück erwachsen ist. Allerdings hoffte ich immer von Jahr zu Jahr auf ein Besserwerden, auf eine Linderung meines still getragenen inneren Wehs, aber sie ist bisher nicht gekommen und noch heute bin ich so weit davon entfernt wie je. Und dennoch murre und klage ich nicht, nein, vielmehr frohlocke ich, denn statt der Freude, die mir versagt ward, wurde mir eine andere zu Theil und die kann ich jetzt endlich bald an den Tag legen und darf sie ausrufen in alle Welt, denn ich habe sie mir in Wahrheit durch eigene Kraft und eigenen Willen errungen. Und worin besteht diese Freude, die reinste und unschuldigste vielleicht, die ein Mensch auf der Erde empfinden kann? Sie besteht darin, daß ich nicht mir selbst, dem armen betagten

Erdenwurm, wohl aber Anderen nützen und helfen kann, die vielleicht eben so schwer zu leiden haben, wie ich damals litt und in der Blüthe ihrer Jahre stehen, also noch mehr Anrecht an das Glück des Lebens haben als ich.“ —

Er schwieg einen Augenblick, dann glitt ein freudiges Lächeln über seine faltigen Züge und er sagte wieder: „Sie haben keine Ahnung davon, daß ich ein so mächtiger und starker Mann bin und daß ich ihnen nützen und helfen kann, und das ist es eben, was mir die größte Befriedigung gewährt. Aus der Luft, aus dem Himmel, von den Sternen muß die Hülfe kommen, wenn sie uns wahrhaft überraschen und erfreuen soll. — Und wie das Alles zusammentrifft! Bestimmen denn wirklich göttliche Beschlüsse des Menschen Bahnen, wie die eurigen da oben, ihr Sterne? Es muß wohl so sein, denn, mein Gott — so weit ich schwacher Mensch es begreifen kann — es kann ja nicht anders sein. Warum käme es denn so, und oft so sonderbar, so unerklärlich sonderbar, wenn es da oben nicht beschlossen und bestimmt wäre? Freilich, vorher berechnen kann man es nicht und wenn man Millionen Logarithmentafeln zu Hülfe nähme. O wie oft habe ich es berechnen wollen und nie traf das Facit ein, welches ich wünschte, und immer kam es anders als

ich dachte, daß es kommen müßte. Aber jetzt, jetzt liegt es vor meinen Augen und ich kann es beinahe mit Händen greifen, denn nun sehe ich klar, wie es kommen kann und kommen muß. Nur daß ich in meiner Noth und gerade, wo die eigentliche Arbeit beginnt, allein bin, das entmuthigt und lähmt mich. O Joël, Joël, warum bist Du jetzt nicht an meiner Seite? Wenn Du hier neben mir säßest und mir Deine weltliche Weisheit und Erfahrung, Deine Willens- und Thatkraft liehest, dann wäre Alles in einer kurzen halben Stunde abgethan und wir sähen das endliche Ziel licht und greifbar vor uns. Aber Du bist nicht da und so muß ich allein denken und handeln. Und das will ich denn auch und ich hoffe, es wird mir irgend ein Einfall kommen, der zum Guten führt. O, o, wie belohnt sich jetzt, daß ich mein ganzes Leben hindurch so sparsam und haushälterisch war, daß ich mein rechtlich erworbenes Hab und Gut nicht vergeudete, wie andere Leute! Jetzt erst wird meine Sparsamkeit zu Gold und mit dem Golde kann man ja viele, viele Trübsal auf Erden lösen." —

Er hielt wieder inne und dachte über etwas Anderes nach, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen war. Sein Kopf senkte sich etwas tiefer dabei auf die Brust und er seufzte mehrmals schwer und bang

auf. Endlich aber sagte er: „Doch noch ein schwerer Moment steht mir bevor, bis ich meinen Fuß dem Ziele entgegensetzen und meine Hand nach dem schönen Preise ausstrecken kann. Ich soll — ja, ich muß den Mann endlich sehen, der die traurige Zerrüttung und den Zwiespalt in der Familie meines Freundes dort unten herbeigeführt und alle die Schlacken und Blasen aufgeworfen hat, die da unten wühlen und platzen und mit ihrem mephitischen Dunst die Herzen verbittern und die Seelen bekümmern. Und er ist der Sohn jenes Mannes, der mir mein Leben vergiftet hat — und dieser Gedanke wird mein Blut in Wallung setzen, wenn ich vor ihm stehen werde. Indessen, das soll ihm in meinen Augen keinen Abbruch thun, er soll es nicht entgelten, daß ich vierunddreißig Jahre durch seinen Vater so unglücklich war, denn er ist ja auch der Sohn — doch still, das gehört nicht hierher. Wird also mein Herz, wenn ich ihn sehe, vernünftig sein? Wird mein Kopf, wenn ich mit ihm spreche, zusammenhalten und nicht durch die Ueberfülle meiner Empfindungen seine Spannkraft verlieren? Nein, das darf nicht geschehen, denn ich muß ihn ja sehen und sprechen, und da es sein muß, wird es so sein, denn auch ich folge in meinen Trieben wie in meinen Handlungen dem Gesetz der Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit

7*

ist die Vernunft, wie die Vernunft ein Ausfluß der Göttlichkeit ist.“ —

Das war das letzte Wort, welches er heute zu sich selbst sprach und damit hatte er sich genug gethan und der schwere Kampf, vor dem er sich lange gefürchtet, war ausgekämpft und siegreich bestanden. So saß er denn noch lange unter dem sprühenden Sternenhimmel und verfolgte mit seinen Augen die unermeßlichen Bahnen, welche die Sterne und der Mond einschlugen, indem sie am großen Himmelszelt langsam aufstiegen und versanken, um auch anderen Menschenkindern zu leuchten und ihnen vielleicht ähnliche Lehren der Allmacht Gottes zu predigen, wie ihm. Wo die Zeit hinter ihm geblieben war, wußte er nicht. Denn plötzlich, als er seine Repetiruhr hervorzog und die Stunde angeben ließ, hörte er sie zwölfmal anschlagen und er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. So ließ er sie noch einmal ihr Spiel wiederholen und nun erst erkannte er, daß er lange hier oben geträumt und daß die Stunde der Ruhe auch für ihn gekommen sei. Noch einmal ließ er seine Blicke über die dunklen Wälder und die in mattem Licht verschwimmenden Fernen schweifen, dachte noch einmal recht innig an Die, die da unten schon lange in süßer Ruhe schliefen, und wünschte ihnen von Herzen Frieden während der

Nacht und ein glückliches Erwachen — zu einem Tage, der, was er selbst noch nicht ahnte, berufen war, den Orkan, den er über des Meyers Haupt heraufzubeschwören am vorigen Tage für nothwendig gehalten, in der Ferne beginnen zu lassen, obwohl er in einer ganz anderen Gestalt zum Ausbruch kam, als er es in seiner menschlichen Kurzsichtigkeit gewünscht und vorausgesehen hatte. Als er aber auch diesen letzten Gute-Nacht-Gruß gleich einem unsichtbaren Segen über die Schlafenden ausgesprochen, stieg er die Wendeltreppe hinab, zündete seine Laterne an, löschte die Lampe aus und verließ den Pavillon, um vorsichtig den steilen Berg hinabzusteigen und sein stilles Lager in dem kleinen Hause aufzusuchen, in dem kein Auge mehr wachte und alle Geister ahnungslos dem bedeutungsvollen Tage entgegenschlummerten, der sich bald aus der dämmernden Nacht entwickeln und vor der Hand viele neue Sorgen heraufbeschwören sollte, um bald ungeahnte Freuden daraus hervorgehen zu lassen.

Drittes Capitel.

Eine zufällige Begegnung.

Am nächsten Morgen war Reinhard einer der Ersten im Spiegelhof munter und bald nach sechs Uhr schon suchte er seine Schwester auf, um ihr jetzt zum ersten Mal zu sagen, daß er alsbald nach Strachnitz zu reiten beabsichtige, denn er hatte ja dem Doctor treulich Wort gehalten und ihr nichts von den Verhandlungen verrathen, die zwischen ihnen Beiden am Tage vorher in Bezug auf Armin gepflogen worden waren.

Thusnelda war anfangs etwas betroffen, als sie diese ganz unerwartete Mittheilung vernahm, aber sie freute sich doch, daß die Brücke zwischen ihr und dem Baron so bald wiederhergestellt werden sollte, nur fragte sie schüchtern, zu welchem Zweck dieser so schnell beschlossene Besuch erfolgen solle.

Reinhard ersann leicht eine Ausflucht und entgeg=

nete ihr, daß er neulich Armin, als er so schnell vom Spiegelhof habe scheiden müssen, versprochen, ihn so bald wie möglich zu besuchen, um ihm die genauesten Nachrichten über ihr Befinden zu überbringen.

Bei diesen Worten, die ihr die brüderliche Liebe Reinhard's so klar zur Anschauung brachten, gerieth Thusnelda in eine große Rührung, fiel ihm dankend um den Hals, küßte und bat ihn, die herzlichsten Grüße an Armin zu bestellen.

Reinhard lächelte und versprach ihren Wunsch pünktlich zu erfüllen. „Mir wäre es lieb," sagte er darauf, „wenn Du mir einen gleichen Dienst bei Esther erweisen könntest, das heißt sie auch besuchtest und ihr eben so herzliche Grüße von mir brächtest, allein das scheint mir noch nicht an der Zeit zu sein. Ich bin ihr noch lange nicht so nahe gekommen, wie Armin Dir, und habe ihr höchstens durch einen warmen Händedruck und einen innigen Blick meine Empfindungen an den Tag legen können. Sie hat gegen mich, namentlich in der letzten Zeit, eine gewisse Zurückhaltung blicken lassen, die mich scheu gemacht, und ich fürchte sie allzu sehr zu bedrängen, wenn ich mich deutlicher über meine Hoffnungen und Wünsche ausspreche."

„Darin thust Du auch Recht," erwiderte Thus-

nelda, „und wenn Esther etwas zurückhaltend gegen Dich ist, so folgt sie nur dem Gebote ihrer Pflicht und ihrer besonderen Verhältnisse. Sie hat mir erst gestern gesagt, obwohl sie mir ihre Neigung zu Dir offenbar an den Tag gelegt, daß sie wünsche, Du redest von Deinen Gefühlen nicht zu ihr und sie könnte Dir für jetzt doch keine Antwort darauf geben. Zuerst müsse sie nothwendig mit ihrem Vater über ihre so plötzlich entstandene Neigung reden, und daß sie diesen die Wahrheit erkennen lassen wird, darüber besteht kein Zweifel, da sie eben so wahrheitsliebend wie aufrichtig ist. Allein sie ist in einem unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote erzogen und groß geworden, sein Ausspruch ist in allen Dingen für sie ein Evangelium und so wird sie Dir gewiß auch nicht eher ihre Liebe bekennen, als bis er dieselbe gebilligt hat."

„O dieser Vater!" rief Reinhard mit einem bangen Seufzer aus. „Wenn es so steht, dann bin ich in großer Sorge, denn ich kann mir gar nicht denken, daß er ohne Weiteres mit unserer Neigung einverstanden sein wird."

Nun lächelte Thusnelda fast heiter auf. „Ich will Dir etwas verrathen," sagte sie sodann. „Esther ist anderer Ansicht in diesem Punkt. Sie traut ihrem Vater darin mehr zu, als Du dem unsrigen zutrauen

darfst, und Du hast ja die Erfahrung bei mir gemacht," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „wie schwer er unsern Wünschen zugänglich ist, wenn die Wahl, die unser Herz getroffen, mit seinen Ansichten menschlicher Verhältnisse nicht übereinstimmt."

Reinhard hatte ihr aufmerksam zugehört; als sie aber ausgesprochen, nahm sein bisher etwas bedrücktes Gesicht eine vertrauensvollere Miene an und er sagte: „Ja freilich, aber bei mir liegt die Sache doch etwas anders als bei Dir, liebe Nella. Esther ist nicht eines Barons Tochter und nur gegen solchen hegt der Vater eine unüberwindliche Abneigung, die aus seinen Vorurtheilen und Anschauungen über die verschiedenen Standesverhältnisse entspringt."

„Ich weiß nicht, ob Du darin Recht hast," erwiderte Thusnelda nach längerem ernsten Nachsinnen. „Sollte der Vater nicht auch in dem Umstande, daß Esther die Tochter Moses Joël's ist, ein eben so großes Hinderniß Eurer näheren Verbindung finden?"

„Du meinst, weil Moses Joël ein Jude ist," sagte Reinhard tief aufathmend, „aber das ist doch etwas Anderes, Nella. Esther kann leicht eine Christin werden und dann ist sie mir ebenbürtig in jeder Beziehung; Du aber kannst nie eine Baroneß werden und Armin nie seinen Adel abstreifen, und das ist in meinen Augen

wenigstens ein großer Unterschied. Ueberhaupt habe ich, und ich weiß nicht, wie es kommt, vor dem Vater bezüglich seiner Einwilligung zu meiner Verbindung mit Esther keine große Besorgniß. Allerdings mag es einen kleinen Sturm zwischen uns abgeben, wenn er erfährt, daß auch ich eine von seinen früheren Wünschen vielleicht abweichende Neigung getroffen habe, allein diesen Sturm hoffe ich bestehen oder abwenden zu können, insbesondere nachdem ich gesehen, wie glatt und rasch der vorübergezogen ist, den Du durch Deine Liebe zu Armin heraufbeschworen."

„Glatt und rasch?" fragte Thusnelda mit einiger Verwunderung. „Glaubst Du wirklich, daß er schon vorübergezogen? O, wäre es doch so! Doch mir scheint es nicht so und ich nehme durchaus noch nicht die geringste Veränderung seiner Ansichten wahr."

„Ich aber doch!" entgegnete Reinhard mit einer gewissen Sicherheit, indem er sich der tröstenden Worte Doctor Blank's erinnerte. „Warte es nur geduldig ab. Daß der Vater nicht zürnt, weiß ich bestimmt, denn ich beobachte ihn genau, und daß er bereits mit sich selbst hin und her überlegt, glaube ich wahrgenommen zu haben. Und das ist immerhin ein günstiges Zeichen. — Doch nun genug für heute, ein andermal mehr darüber. Ich darf mich nicht länger aufhalten

und will sogleich zum Vater gehen, um ihm meine Absicht, nach Strachnitz zu reiten, mitzutheilen. Wissen muß er das unbedingt und da werde ich ja gleich sehen, ob er Armin noch zürnt."

Thusnelda nickte und fügte sich. „Wolle Gott, daß Du Recht hast," sagte sie und drückte ihm zum Abschiede die Hand. „So geh denn und — grüße Armin herzlich von mir." —

Unmittelbar darauf begab sich Reinhard zu seinem Vater und traf denselben in der Tenne, wo er mit Adam Riese über die heutige Verwendung der Pferde sprach. Als er aber zu bemerken glaubte, daß sein Sohn etwas auf dem Herzen habe, was er in Gegenwart des Knechtes nicht kund geben wolle, trat er mit ihm in's Freie, sah ihn fragend an und sagte:

„Nun, was giebt's? Du scheinst mir einen Wunsch vortragen zu wollen."

„Ja," sagte Reinhard ehrlich, „das will ich. Hast Du etwas dagegen, wenn ich um sieben Uhr nach Strachnitz reite?"

Der Meyer sah ihn groß und etwas verwundert an. „Was soll ich denn dagegen haben?" fragte er. „Warum fragst Du so sonderbar?"

„Nun, ich dachte nur, daß es Dir nicht lieb wäre," entgegnete Reinhard mit seiner alten Offenheit.

„Da denkst Du etwas Falsches,“ lautete die Antwort. „Du wirst mich nie zwischen Dich und Deinen Freund treten sehen, denn zwischen Euch Beiden hat sich ja nichts geändert, will ich hoffen. Das ist Dir auch wohl bekannt, ohne daß ich es näher zu erörtern brauche.“

„Du bist sehr gütig, aber —“

„Was aber?“ sagte der Meyer sehr ernst. „Du kommst mir mit Deinen Bemerkungen und Fragen etwas sonderbar vor. Also ehrlich gesprochen: Deine Geschichten sind nicht anderer Leute Geschichten, Du bist davon nicht berührt. Doch darüber spreche ich lieber nicht. Reite also nach Strachnitz, so oft Du willst, und wenn Du es heute thust, so grüße den Baron von mir. Wir sind ja noch immer gute Freunde, wenn unsere Ansichten über gewisse Dinge — auch etwas weit auseinander laufen. Und höre noch Eins: sieh Dich scharf auf dem Gute um und sage Deinem Freunde noch einmal, daß er, wenn er materielle Hülfe gebraucht, auf mich zählen kann. Ich habe es also beschlossen und dabei bleibt es — ein Mann ein Wort. Mehr kann ich nicht sagen und nun gehabe Dich wohl. Bist Du am Mittag wieder hier?“

„O gewiß,“ sagte Reinhard schnell.

„Das ist mir lieb, ich will auch bis dahin reiten,

aber in einer anderen Richtung, sonst könnten wir ein Stück zusammenbleiben. Adieu!" —

Nicht wenig erleichtert durch dieses Gespräch, das ihm seinen Vater wieder in dem reinen Lichte seiner väterlichen Güte und männlichen Biederkeit gezeigt, kehrte Reinhard in die Tenne zurück und sattelte sich den Schimmel selbst, denn er hatte bedacht, daß er, je früher er aufbräche, um so mehr Zeit habe, Armin zur richtigen Stunde an die Gränzeiche zu führen. So ritt er denn auch bald nach sieben Uhr ab und fast zu derselben Zeit bestieg der Meyer seinen Rappen und trabte wieder nach der Senne, um seiner Fohlenkoppel einen Besuch abzustatten, wo zur Zeit die meisten seiner Arbeiter noch immer mit der Herstellung eines größeren und stärkeren Gehäges beschäftigt waren. —

Es war ein warmer, windstiller, aber trüber Morgen und das bemerkte Reinhard, der seine Gedanken bisher auf etwas Anderes gerichtet, eigentlich erst, als er tiefer in den Wald hineinkam. Leichte Nebelwellen huschten durch die Wipfel der Bäume und verschleierten ihre höchsten Spitzen, aber in den unteren Regionen lagerte ein dumpfiger Dunst und es wollte den jungen Mann bedünken, als ob ein stets unwillkommener Gast, ein hier nur zu oft gespürter Höhenrauch im Anzuge sei. Auch hatte es in der Nacht nicht gethaut und so

konnte es gegen Mittag leicht Regen geben, den er heute nicht gern sah, obwohl er selbst, wie immer, dagegen geschützt war und wußte, daß auch der an jede Witterung gewöhnte Doctor sich von seinem Waldgange dadurch nicht würde abhalten lassen, da er ihn ja unter jeder Bedingung an dem bezeichneten Orte zu treffen verheißen hatte. So ritt er denn ohne alle Verstimmung auf seinem Wege weiter, denn das gestrige Gespräch mit dem alten Freunde hatte ihn wunderbar aufgefrischt und ermuthigt, und ihm traute er eine große Gewalt über seinen, des Barons Wünschen widerstrebenden Vater zu. Daß Armin aber dem Doctor gefallen würde, bezweifelte er keinen Augenblick, und so gab er sich mehr und mehr einer angenehmen Beruhigung hin und ritt im leichten Trabe der Gränze zu. Ach, er ahnte nicht, daß noch vor Ablauf einer Stunde diese Beruhigung wieder aufhören und einer ganz anderen Sorge Platz machen sollte, denn was ihm heute in Strachnitz zu hören bestimmt war, übertraf alle seine Erwartungen, da sich dort etwas zugetragen hatte, was allen mehr oder minder Betheiligten so neu war und von so weit reichenden Folgen begleitet sein mußte, daß alle Verhältnisse seines Freundes dadurch in eine andere Lage gebracht und seine Aussichten in Bezug auf Thusnelda's Hand noch

viel weiter hinausgerückt werden konnten, als sie es bisher gewesen waren.

Als Reinhard den Gutshof von Strachnitz erreicht hatte und sogleich nach den Stallungen geritten war, um sein Pferd abzugeben, hörte er von dem grämlichen Stalldiener, daß der junge Baron in einer benachbarten Scheune sei, wo er eben mit dem Inspector eine Unterredung habe. Reinhard begab sich ohne Weiteres dahin, blieb aber, da er die darin Stehenden laut reden hörte, in einiger Entfernung davon stehen, um nicht zu stören, und alsbald sah er den Inspector, einen breitschulterigen Mann mit einem schlauen Gesicht und einem bösartigen lauerhaften Blick, aus der Scheune kommen und mit hastigen Schritten nach dem Schlosse gehen, ohne den ihm unbekannten Fremden eines Blickes zu würdigen. Aus dem gerötheten Antlitz und der grimmigen Miene des brutalen Mannes hatte er zur Genüge erkannt, daß die eben beendigte Unterredung eine sehr ernste, ja heftige gewesen sein mußte, und als er gleich darauf in die Scheune trat, kam ihm sein Freund entgegen, der, sobald er Reinhard vor sich sah, die Hände wie zum Dank gegen den Himmel erhob und ihm lebhaft zurief:

„Gott sei Dank! Da bist Du ja! O Reinhard, Du erscheinst mir wie ein Licht am dunklen Himmel

und konntest zu keiner geeigneteren Zeit in meinen Gesichtskreis treten. Sei gegrüßt, alter Freund! O, ich habe heute schon den ganzen Morgen an Dich gedacht und wäre unter allen Umständen Nachmittag zu Dir gekommen, um Dir die funkelnagelneue Mähr zu verkünden, die seit gestern hier im Schwange ist."

„Was giebt es denn?" fragte Reinhard, dem Freunde die Hand drückend und ihm voll Besorgniß in das erregte Gesicht schauend.

„Ja, was giebt's? Unheil an allen Enden, doch — komm nur erst in mein Zimmer, da sollst Du Alles hören."

Ueber die Maaßen auf die neue Mähr begierig, folgte ihm Reinhard in das Schloß und sobald sie Armin's stille Wohnung erreicht hatten, setzte er sich seinem Freunde gegenüber, als wolle er sogleich dessen Bericht entgegennehmen. Aber da sagte dieser zuerst: „Gedulde Dich noch einen Augenblick, erst sprich mir irgend einen Trost aus: was macht Thusnelda?"

„Es geht ihr gut," versetzte Reinhard mit freundlichem Aufblick, „und sie hat mir die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen."

„So, also es geht ihr gut! Ja, das ist ein Trost! Und sie läßt mich herzlich grüßen? Das ist noch besser.

— Hat Euer Vater mit Euch über mich und den Zweck meines Besuches gesprochen?"

„Kein Wort, er verhält sich ganz still und ist sogar liebreicher denn je gegen uns. — Aber nun sage mir endlich, was hier vorgeht. Aus Deiner erregten Miene und dem Gesicht des Inspectors, den ich so eben sah, schließe ich, daß etwas Bedeutsames vorgegangen ist."

„Ja, so ist es auch," bestätigte Armin. „Und so höre denn, was ich Dir nothwendig mittheilen muß, da ich ganz rathlos bin. Mein Vater, der sich schon seit längerer Zeit in einer launenhaften Mißstimmung befindet, kam von seiner letzten Reise in der höchsten Aufregung zurück, so daß ich muthmaßen mußte, er habe wieder wie gewöhnlich viel Geld im Spiel verloren. Er tobte durch das ganze Haus, ängstigte meine Mutter mit drohenden Worten und sagte, wir Beide seien schuld, daß seine Verhältnisse alle Tage schlechter würden und ihm endlich über dem Kopf zusammenstürzen müßten. So wie jetzt aber könne es nicht länger fortgehen. — Natürlich wußten wir gar nicht, was das besagen sollte und so begab ich mich gestern Morgen zu ihm, um ernstlich mit ihm zu reden, und da erfuhr ich denn, was ihn so wild und unbändig gemacht. Einige seiner Gläubiger, deren er, so viel ich weiß, eine ziemliche Menge hat, wollten,

wie er mir sagte, unter allen Umständen in kurzer Zeit befriedigt sein und er könne nicht einmal die Zinsen seiner Schulden herbeischaffen. Seine einzige Hülfe, unsern Inspector, habe ich ihm abwendig und widerspenstig gemacht, indem ich darauf gedrungen, denselben zu Michaelis zu entlassen. Und da man ihm mit Subhastation gedroht, seine besten Freunde ihn im Stich gelassen hätten, so bleibe ihm nichts Anderes übrig, als sein angestammtes Familiengut, auf dem seine Vorfahren ein Jahrhundert gesessen, noch jetzt, da es Zeit sei, entweder zu verkaufen oder zu verpachten, und da er diese Absicht auf der Stelle dem Inspector mitgetheilt, habe dieser sich bereit erklärt, die Pachtung gegen einen Vorschuß an baarem Gelde zu Michaelis zu übernehmen und ihm dafür schon einen bestimmten und ziemlich annehmbaren Preis geboten. — Natürlich," fuhr Armin fort, „bin ich darüber sehr erschrocken gewesen, habe anfangs nur mit Mühe ein Wort hervorbringen können und endlich nach vielen Bitten nur so viel erreicht, daß er sich noch acht Tage besinnen wolle, dann aber und wenn bis dahin keine Hülfe komme, sei sein Entschluß gefaßt, er werde sich gar nicht um uns und unser Erbrecht bekümmern und allein die Wege einschlagen, die ihn von dem Verderben befreiten, dem er durch unsere

Lässigkeit und unsern bösen Einfluß rettungslos verfallen sei. Dabei war er in solche Heftigkeit gegen mich gerathen, wie er sie mir noch nie gezeigt, und nun erst verstand ich vollständig die Briefe, die mir meine arme Mutter in der letzten Zeit nach Frankreich geschrieben. Ich versuchte noch einmal, ihm mit Güte zuzureden, aber allen meinen Vorstellungen hat er nicht das geringste Gehör geschenkt. Ein vernünftiges Wort ist mit ihm gar nicht mehr zu reden, er schlägt Alles mit einem an Wildheit gränzenden Trotz und Hochmuth nieder, so daß mir in Wahrheit um seinen Verstand bange wird. In solcher Stimmung ist er auch gestern Mittag wieder nach Detmold gefahren, um, wie er mir kurz vor der Abfahrt sagte, noch einmal mit einem seiner getreuen Freunde eine endgültige Berathung zu pflegen. Vielleicht finde er bis heute Abend, wo er wiederkommen will, einen Käufer für das Gut und dann sei die Sache auf einen Schlag abgemacht und wir könnten sehen, wo wir in der Folge blieben. So stehen also die Sachen bei uns, lieber Reinhard," schloß Armin seine traurige Rede, „und Du siehst, in welcher Noth ich mich befinde und wie kostbar mir ein guter Rath unter solchen Umständen sein muß."

Reinhard dachte längere Zeit reiflich über das eben

Gehörte nach, dann sagte er mit einer Ruhe und Sicherheit, die sein Freund schon lange an ihm kannte und die ihn jederzeit beruhigten, da sie ihm gewaltig imponirten, zumal er sie selbst nicht besaß: „Ist das Alles? Nun, dann würde ich mich nicht so sehr ängstigen, denn was ein so urtheilsloser Mann in seiner Heftigkeit ausspricht, hat selten einen sicheren Grund und führt am allerwenigsten zum Zweck. In Detmold findet sich, so viel ich weiß, kein zahlungsfähiger Käufer für ein so großes und heruntergekommenes Gut, und überhaupt kauft man jetzt nicht so leicht. Man muß Geld haben, viel Geld, wenn man Strachnitz wieder auf einen grünen Zweig bringen will, und die Zeiten sind schlecht, das Geld ist knapp und jeder verständige Landwirth weiß, daß heutigen Tages ein solches Gut fast eben so viel kostet als es einbringt. — Aber da fällt mir ein," fügte er nach kurzem Nachsinnen hinzu, „wenn Dein Vater denn doch das Gut verpachten will, dann pachte Du es doch selbst, bis Du es ihm abkaufen kannst, wenn er durchaus Geld gebraucht. Ueberhaupt, daß ich es gerade heraus sage, wer weiß denn, wie lange er, der beständig kränkelt und nach Deiner Beschreibung gerade jetzt in einem so hohen Grade an nervöser Erregung und darauf folgender Abspannung leidet, noch lebt, und sobald er

die Augen schließt, bist Du ja sein unbestrittener Erbe. Aus diesem Grunde allein schon darf das sonst so schöne Gut in keines anderen Menschen Hände fallen, Du hast das erste Anrecht darauf und so laß es weder an einen Fremden verkaufen noch verpachten. Das ist meine Meinung und Du wirst sie bei ruhigem Nachdenken für die allein richtige halten."

Armin hatte nach seiner Gewohnheit, wenn er in großer Verlegenheit und Aufregung war, mit seinen schönen Zähnen an der Unterlippe genagt und in tiefem Nachdenken den Kopf auf die Brust gesenkt. Dennoch aber schien die innere Gährung seines Gemüths allmälig abzunehmen und endlich sagte er mit leidlicher Ruhe, indem er seinen Freund wieder voll anblickte:

„O ja, daß Deine Meinung die allein richtige ist, sehe ich jetzt schon ein und am liebsten pachtete ich das Gut auch selbst und dann sollte hier bald eine gründliche Reinigung der traurigen Verhältnisse stattfinden. Aber, Reinhard, das ist leichter gesagt als gethan. Zu einer Pachtung von Strachnitz, zumal in seinem jetzigen Zustande, gehört Geld, viel Geld, ein großes Capital, und das habe ich nicht, wenn ich mir auch zweitausend Thaler gespart habe. Das wirst Du begreifen, hoffe ich."

In diesem bedeutungsvollen Augenblick fiel Reinhard

ein, was ihm sein Vater wiederholt gesagt und er beschloß, es sogleich dem Freunde mitzutheilen. „Ja,“ sagte er, „das begreife ich, Du hast Recht, aber Du hast Freunde, die Dich nicht im Stich lassen werden und obenan unter ihnen steht — mein Vater. Er ist Dir in dieser Beziehung durchaus geneigt, er hat Capitalien flüssig und erst heute Morgen sagte er mir, daß Du auf ihn zählen kannst, wenn Du eine materielle Unterstützung gebrauchst. Also entschließe Dich: soll ich mit ihm darüber sprechen und ihm Deine Lage vorstellen?“

„Mit Deinem Vater?“ fuhr der Baron wie von einer Nadel gestochen auf. „Unter keinen Umständen darf das geschehen, ja, der wäre sogar diesmal der Letzte, an den ich mich wenden möchte. Was würde der stolze Mann, der so wenig Achtung und Liebe vor und zu dem adligen Stande hat, dem ich angehöre, sagen, wenn ich, Baron Strachnitz, zu ihm, dem Meyer Saaltrup, käme und sagte: geben Sie mir Geld, ich brauche es. Würde er nicht sagen und das größte Recht dazu haben: Aha, da haben wir es, der will nicht allein meine Tochter zur Frau haben, sondern auch mein Geld, um sein Gut vor dem Ruin zu bewahren, und nun weiß ich, warum er meine Tochter liebt. Haha!“

Nun senkte Reinhard den Kopf, denn die letzten Einwürfe des Barons hatten ihn niedergeschmettert. „Du hast eigentlich Recht," sagte er langsam, „ich sehe es ein. Dein Zartgefühl und Dein edelmännischer Stolz sind zu groß, um gerade diese sonst so gern gebotene Unterstützung anzunehmen, und ich, wenn ich ehrlich sein soll, würde an Deiner Stelle nicht anders denken und handeln, obwohl ich Dir die Versicherung geben kann, daß mein Vater, den Du doch noch nicht ganz kennst, wahrhaftig nicht so sprechen würde, wie Du eben angedeutet hast. Er trennt eben Dein Verhältniß zu Thusnelda durchaus von dem, in welchem Du Dich in Betreff Deiner äußeren Lage befindest und läßt das letztere nicht entgelten, was das erstere in seinen Augen verschuldet hat."

Armin von Strachnitz' Miene überflog es wie eine tiefe Rührung und er nickte bitter lächelnd dabei. „Das ist groß und wacker von ihm," sagte er, „und ich begreife jetzt vollkommen, was für ein braver Mann er ist. Nun, er ist ja Dein Vater und Ihr seht Euch in vielen Dingen gleich. Allein gerade darum, weil er so hochherzig, edel und rechtschaffen ist, kann ich seine Hülfe nicht annehmen und wenn Du nichts Anderes weißt, so danke ich Dir für Deinen guten Willen."

Reinhard versuchte noch einmal, durch gütiges Zureden und eine möglichst klare Auseinandersetzung der Verhältnisse den Freund zu einer anderen Ansicht der Dinge zu bekehren, allein es gelang ihm nicht und so endeten sie nach einer beinahe zweistündigen Unterredung das unerquickliche Gespräch und erhoben sich von ihren Stühlen, gerade als der alte Hausdiener unaufgefordert das Frühstück hereinbrachte und schweigsam auf einen Tisch stellte, den er schnell servirte, was die beiden Freunde erst gar nicht zu bemerken schienen. Als der Diener aber eine Flasche Wein entkorkte und der Schall davon zu ihren Ohren gelangte, schauten Beide aus ihrer Versunkenheit auf und als jener gleich darauf das Zimmer verließ, sagte der Baron:

„So, also das war es, was wir zu verhandeln hatten und jetzt sind wir fertig damit. So komm denn und iß ein Stück Brod mit mir und trink ein Glas Wein. Du bist früh aufgebrochen und Dein Appetit war ja von jeher in jeder Lage der beste. Nun, so weit ist es auch noch nicht mit mir, daß er mir ganz fehlt, obgleich es mir ziemlich einerlei ist, was ich genieße.“

Reinhard, der schon mehrere Male nach der Uhr gesehen und berechnet hatte, daß man noch dreiviertel

Stunden Zeit habe, bis man aufbrechen müsse, um zur rechten Stunde an der Gränzeiche zu sein, setzte sich mit ihm an den Tisch und Beide aßen ruhig ihr Butterbrod und was der alte Diener sonst herbeigebracht. Nachdem sie aber auch ein Glas Wein getrunken und Reinhard gesagt hatte: „Ganz fertig sind wir doch noch nicht damit, Armin, und wir sprechen noch ein Weiteres darüber," fügte er hinzu: „Ich muß heute Punkt halb Elf von Dir fort und es ist jetzt beinahe Zehn. Da ich aber noch einiges Andere mit Dir zu reden habe, so bitte ich Dich, mich eine Strecke zu Pferde zu begleiten und mir dabei auch einen Rath zu geben. Ich möchte mir nämlich ein Stück Wald ansehen, wo mein Vater etwas Holz schlagen will, und dabei kannst Du mir helfen. Hast Du Zeit, so komm mit, Deine Begleitung würde mir gerade heute sehr angenehm sein."

„Gern," erwiderte Armin sofort. „Ich habe hier nichts Gescheidtes zu thun, denn so lange der Inspector noch in Wirksamkeit ist, sind mir die Hände gebunden. Ich hatte mit dem Kerl eben einen nicht gerade angenehmen Wortwechsel, indem ich ihm klar machte, daß mir die so schnelle Verpachtung des Gutes nicht zusage, und als ich ihm auf seine Frage danach meine Gründe auseinandersetzte, wurde er grob und

gab mir zu verstehen, daß mir der Aufschub, den ich bei meinem Vater durchgesetzt, theuer zu stehen kommen könne. Niemand würde einen so hohen Pachtzins zahlen wie er, und habe er sich einmal erst von dem Handel zurückgezogen, dann käme er niemals wieder darauf.“

„Der Schuft!“ rief Reinhard ergrimmt. „Und was hast Du ihm darauf erwidert?“

„Was soll man einem so ungebildeten und böswilligen Menschen anders erwidern, als: bleiben Sie fort, wenn Sie nicht wiederkommen wollen; Sie sind nicht der einzige Mann, der hier helfen kann und es wird mir schon gelingen, einen eben so viel zahlenden und manierlicheren Pächter zu finden, als Sie es sind. Darauf verließ er mich grollend und beinahe drohend, und das war der Moment, als Du kamst.“

„Das war recht, wirf ihn wie ein unbrauchbares Stück Möbel bei Seite!“ sagte Reinhard ruhig und doch sah man ihm an, daß er zornig war, was bei seinem stets gleich- und gutmüthigen Wesen selten vorkam. „Nein, der soll Strachnitz nicht pachten, wenn ich es hindern kann — und nun sei getrost, alter Freund; ich spreche zuerst mit meinem Vater und was der sagt, das thun wir, denn er hat die richtige Einsicht und zugleich das Herz auf der rechten Stelle. —

Doch nun, bist Du fertig? Wollen wir die Pferde nicht immer bereit machen lassen?“

Der Baron nickte, schellte und gebot dem hereinkommenden Diener, auch seinen Fuchs rasch satteln zu lassen, er werde in einigen Minuten im Stalle sein.

„Was macht Deine Mutter?“ fragte Reinhard, als der Diener wieder gegangen war.

Armin faßte sich an die Stirn und drückte die flache Hand fest dagegen. „Ach, meine Mutter!“ sagte er betrübt. „Die arme Frau! Leiblich geht es ihr wie neulich, das heißt, sie beklagt sich nicht; was sie aber unter allen diesen mißlichen Verhältnissen innerlich leidet, sage Dir selbst, ich mag Dir das traurige Bild ihres geknickten Herzens nicht weiter ausmalen. — Doch nun komm, ich muß wieder an die frische Luft, mich duldet es im Zimmer nicht länger und mir ist darin immer zu Muthe, als ob die Decke über mir zusammenbrechen und mich unter ihren Trümmern begraben müßte.“

„Armer Junge!“ sagte Reinhard mit tiefem Bedauern und seine Hand wuchtig auf die Schulter des Freundes legend. „Du und Ihr Alle thut mir von Herzen leid. Aber laß den Muth nicht sinken, Armin. Wir haben uns schon öfter in trauriger Lage befunden und sind doch noch jedesmal daraus gerettet worden.

Auch diesmal wird es hoffentlich so sein und ich bitte Gott, daß er uns irgend woher eine Hülfe schicke."

Armin lächelte schmerzlich vor sich hin, dann nahm er Hut und Reitpeitsche und Beide verließen das Zimmer und das Schloß, um sich unverweilt nach den Stallungen zu begeben, wo die gesattelten Pferde schon bereit standen, die sie sofort bestiegen.

Etwa zu derselben Zeit, als die beiden Freunde in Strachnitz ihr Frühstück verzehrten, begann auch Doctor Blank sich zu seinem heutigen Ausfluge zu rüsten, und als auch Esther, die schon einige Stunden mit ihm gearbeitet, sich anschickte, ihn auf demselben zu begleiten, blieb er vor ihr stehen, faßte sie unter das Kinn, hob ihren Kopf sanft in die Höhe und sah ihr mit einem so bittenden Blick in die dunklen Augen, daß schon dieser allein hingereicht hätte, sie seinen Wünschen geneigt zu machen.

„Liebes Kind," sagte er mit einer Stimme, in deren weichem Klange sich eine fast wehmüthige Stimmung kund gab, „sei mir nicht böse, wenn ich Dich heute zu Hause lasse. Ich habe einen Gang vor, der Dir etwas zu weit und beschwerlich sein dürfte, und außerdem — muß ich dabei mit mir allein sein. Sieh,

es kann Dir nicht entgangen sein, daß ich jetzt Vieles und Bedeutsames zu bedenken habe, denn es stürmt ja in allen Ecken und Enden um mich her, und wenn ich überall rathend oder gar helfend eingreifen soll, was ich ja so gern möchte, so muß ich mir meine Handlungsweise nach allen Richtungen hin genau überlegen, und in solcher Lage würde ich ein schlechter Gesellschafter oder gar Lehrer für Dich sein."

„Ich verstehe, Herr Doctor," erwiderte Esther mit leichtem Erröthen und faßte mit beiden Händen seine rechte Hand, um sie sanft und innig zu drücken. „Ihr Wunsch ist mir immer Befehl, wenn ich auch nicht seine Gründe kenne, und so werde ich auch allein gehen. Ich würde gern auf ein Stündchen zu Thusnelda hinüberlaufen und ihr einen guten Morgen sagen, aber —"

„Nun, aber?" fragte der alte Herr mit lächelnder Miene. „Was hindert Dich denn daran?"

Esther erröthete noch stärker, hielt aber den forschenden Blick, der so fest auf ihr ruhte, standhaft aus. „Meinen Sie denn," fragte sie schüchtern, „daß der Meyer es mir nicht übel deuten würde, wenn ich so oft käme und Thusnelda vielleicht bei der Arbeit störte?"

„O wahrhaftig nicht, darum sei unbesorgt, liebes Kind. Der Meyer verjagt Dich gewiß nicht aus

seinem Hause, wenn Dich nicht — etwas Anderes daraus verjagt."

„Was sollte denn das sein?" fragte sie fast flüsternd, während die Gluth auf ihrem Gesicht jetzt zum vollen Ausbruch kam.

„Nun," sagte der Doctor mit größerem Ernst, „vielleicht die Besorgniß, daß Dir der — Reinhard immer tiefer in das Auge schaut, Du es bei ihm eben so machst und Ihr Euch Beide so in Euren Empfindungen verliert, daß Ihr den Weg nicht wieder rückwärts findet."

Auch Esther wurde jetzt sehr ernst und die Röthe wich so schnell aus ihrem Gesicht, wie sie vorher darin aufgestiegen war. „O nein, das befürchten Sie nicht," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen. „Wenigstens ich weiß, was ich meinem Vater schuldig bin und bevor der mir nicht sagt: gehe hin und thue nach Deinem Gefallen, eher werde ich keinen Blick aus meinen Augen und kein Wort über meine Lippen kommen lassen, die — Herrn Saaltrup erklären, was ich ihm noch nicht erklären darf."

„Nun, uun, Du kannst mich dabei immer ansehen, Kind," entgegnete der Doctor liebreich, indem er ihr Kinn wieder höher hob, „und zu mir kannst Du ja so sprechen, da ich in Euer Aller Herzensgeheimniß

eingeweiht bin. Du kannst auch dreist Reinhard sagen, wenn Du zu mir von ihm sprichst. Herr Saaltrup! Wie das in meinen Ohren klingt! So habe ich den Jungen in meinem Leben noch nicht nennen gehört. — Doch nun genug, ich muß fort. Lebe also wohl! Geh nach dem Spiegelhof oder bleibe hier, wie Du willst, ich halte Dich nicht an der Schnur, denn ich weiß, daß Du — Esther Joël und also ein verständiges Mädchen bist."

Gleich nach diesen Worten und während sich auch Esther bereit machte, den Gang nach dem Spiegelhof anzutreten, um mit der lieben Freundin eine glückliche Stunde zu verplaudern, die sie, wie wir schon wissen, allein fand, schickte sich Doctor Blank zu seinem Ausgange an, hing seine Botanisirbüchse über die Schulter, nahm seinen Spatenstock und trat, dem Garten keinen Blick schenkend, mit seinem gewöhnlichen ruhigen Schritt in den Wald hinaus.

Auch jetzt war das Wetter noch nicht heiterer geworden und auch hier nahm der einsame Wanderer die ersten Spuren eines leichten Höhenrauchs wahr, den er durchaus nicht liebte, da er ihm immer die Brust beklemmte. Und nun gerade heute, wo ihm schon beklommen genug zu Muthe war! Indessen schritt er rüstig und ohne sich mit Pflanzensammeln

aufzuhalten, in die Tiefe des Waldes hinein und erst als er nach einer Viertelstunde ruhigen Gehens einige prächtige Moosexemplare fand, bückte er sich, ohne es eigentlich selbst zu wissen, nach ihnen und steckte sie mechanisch in seine Büchse. Denn, ach! er verspürte heute keinen wissenschaftlichen Trieb und hatte auch keinen Sinn dafür, da seine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet waren, und je näher er dem ihm wohlbekannten Baume kam, um so mächtiger schlug sein Herz und seine Augen blieben immer aufmerksam in die Ferne gerichtet, als erwarte er etwas Bedeutsames vor sich auftauchen zu sehen oder als ginge er einem schweren Ereigniß entgegen, das alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahm. Als er aber den Baum endlich noch ganz einsam in der Ferne auf seinem grünen Hügel stehen sah, stand er still, seufzte laut auf, und als er sich wieder nach einiger Zeit in Bewegung setzte, stützte er sich fest auf seinen Stock und schritt so langsam voran, als ob ihm das Gehen plötzlich unendlich schwer geworden wäre.

Da hatte er den Baum erreicht, eine uralte prächtige Eiche mit hunderten, schlangenartig sich nach allen Richtungen streckenden Aesten und einer ungeheuren saftig grünen Blätterkrone, und dabei noch so kräftig und frisch, als stände sie erst in ihrem blühendsten

Mannesalter. Um ihren etwa sechs Fuß im Durchmesser betragenden Stamm, den unzählige tiefe Rindenrisse durchfurchten, lief eine gut erhaltene Rasenbank, vom Meyer Saaltrup vor Jahren angelegt, da er gern selbst bisweilen hierherging, und auf diese setzte sich der alte Herr mit einem lauten Seufzer und einer an Hinfälligkeit streifenden Ermattung, als ob er von dem kurzen Gange übermäßig ermüdet wäre und sich schon lange nach einem Ruheplatz gesehnt hätte. Aber das Gesicht wagte er nicht nach der Gegend zu wenden, woher die beiden Reiter kamen, vielmehr kehrte er ihr den Rücken zu, so daß ihn der breite Stamm ganz ihren Blicken verbergen mußte, wenn sie sich näherten. Alsdann legte er seinen Blechkasten neben sich nieder, stützte seine Hände auf den Stock und das Kinn darauf und starrte nun mit flimmernden Augen in die grüne, vor ihm sich ausdehnende Weite, nachdem er sich vorher rings umgeschaut und versichert hatte, daß er vollkommen allein an dem stillen Orte sei.

„Also hier soll es sein!“ sagte er endlich zu sich, nachdem sich sein lauter Herzschlag etwas beruhigt hatte. „Ist mir doch so wunderbar zu Muthe, als ob ich zu einem Stelldichein gegangen wäre, bei dem es sich um Leben oder Tod handelt. Doch warum und wovor fürchte ich mich eigentlich? Ich bin ein alter Mann

und doch noch so närrisch und kindisch! Um was handelt es sich denn? Ganz einfach darum: ich soll einen jungen Mann kennen lernen, der — dem Meyer in's Gehäge gekommen ist und dem ich helfen soll, aus demselben wieder hinauszukommen, da man ihm die Thür vernagelt hat. O! — Aber das ist es ja nicht, was mich so ängstigt. Helfen will ich ihm gern, darüber bin ich ja mit mir einig und auch die Art und Weise der Hülfe steht fest. Nein, meine Angst rührt von etwas ganz Anderem her. Also mit einem Wort: werde ich ihn finden, wie ich ihn mir vorstelle? Ja, das ist es, was mir so schwer auf der Seele liegt. Und finde ich ihn so, dann hat er ein für alle Mal bei mir gesiegt, dann bürge ich ihm für einen guten Erfolg, auch in seinen Herzenswünschen, denn das kann ich. Finde ich ihn aber nicht so — ist er ein vornehmer dünkelhafter Herr mit einem geschraubten Wesen, mit zwinkernden Augen und einer näselnden Stimme, wie sie so Viele Seinesgleichen haben, was dann? Dann sitze ich eben in der Klemme und weiß mir selbst keinen Rath. Ja, ja, das ist es allein, wovor mir bangt, ich merke es. Doch, auch darin ist meine Furcht wahrscheinlich eitel, denn sonst hätten sich auch viele Andere in ihm schrecklich geirrt. Er soll ja ein guter lieber Mensch sein, mit einfachem, natür-

lichem Wesen, das hat mir Reinhard hundert Mal, Thusnelda tausendmal und der Meyer — unzählige Mal gesagt, und auf des Letzteren Urtheil und Meinung gebe ich darin am meisten. Na, so warten wir ab, was kommt, und hoffen wir das Beste!"

Er stieß einen langen Erleichterungsseufzer aus und lugte scheu um den Baum herum den Weg entlang, der nach der Lippeschen Gränze führte, aber er sah noch immer nichts. Da, in dieser seiner zunehmenden Unruhe, kam ihm ein guter Gedanke. Er dachte mit einem Mal an das gesammelte Moos, nahm es aus der Büchse, holte auch seine Loupe hervor und fing mit ruhigem Auge an, das schöne Gebilde zu betrachten. Diese ernste Beschäftigung besänftigte sein aufgeregtes Blut auf der Stelle, denn er entdeckte etwas, was einer genaueren Untersuchung werth schien, und die Wissenschaft war ihm ja von jeher seine größte Hülfe in jeder inneren Noth gewesen, da sie immer alle seine Gedanken in Anspruch nahm und ihn von Dingen und Verhältnissen ableitete, die nur seine Empfindungen betrafen. So auch diesmal. Wohl zehn Minuten mochte er schon bei seiner Untersuchung begriffen sein, als er plötzlich erschrocken in die Höhe fuhr. Er hatte hinter sich Pferdegetrappel vernommen und dann bald darauf Stimmen, die sich schnell zu

nähern schienen. Wie von einer Sprungfeder in die Höhe geschnellt, sprang er augenblicklich auf, trat um den Baum herum und sah zwei Reiter vor sich, von denen er den einen sehr genau kannte, den anderen aber nie mit Augen gesehen. Da befiel ihn noch einmal ein heftiges Zittern und Zagen, so daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, und doch mußte er sich rasch fassen, denn die Reiter kamen unaufhaltsam heran und sahen ihn schon, wie er, den Kopf vorgebeugt, da stand und in der einen Hand sein Moos und in der anderen die Loupe hielt.

Aber da sollte er eher, als er es für möglich gehalten, seine ganze Ruhe wiedergewinnen, und dazu verhalf ihm die eben so freundliche wie natürliche Begrüßung, die ihm Reinhard gleich beim ersten Anblick zu Theil werden ließ.

„Ah, sieh da!“ rief er ihm mit seiner gemüthlichen Stimme entgegen, in deren festem Klange eben so viel Muth lag, als er gab. „Welche glückliche zufällige Begegnung, Herr Doctor! Sieh, Armin, da hast Du endlich den Herrn Doctor Blank vor Dir, von dem wir Dir so oft gesprochen haben, und hier, Herr Doctor, stelle ich Ihnen meinen Freund und Kameraden, den Baron von Strachnitz vor!“

Gleich nach diesen Worten war er schon aus dem

Sattel gesprungen und überließ sein Pferd auf dem saftigen Rasen sich selbst, was auch der Baron ihm ohne Säumen nachthat, so daß man nun nahe bei einander stand.

Der Baron wie der Doctor zogen ihre Hüte, begrüßten sich zuerst schweigend und betrachteten sich dabei eine Weile; dann trat Armin dicht an den alten Herrn heran und sagte mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihm von Natur eigen war, und einer Stimme, die wie eine wohllautende Musik an des Doctor's Ohr schlug, indem er ihm freimüthig die Hand hinstreckte:

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich Sie gleich als einen alten Freund begrüße und Ihnen meine Hand zum Willkommen im Walde biete. Aber wer mir so liebevoll von Freunden geschildert ist, wie Sie, der ist und muß auch der meine sein oder werden, und so bitte ich mir alsbald einen kleinen Platz in Ihrem Herzen aus.“

War es der Ton der Stimme, mit dem der Baron diese Worte sprach, oder sein schönes edles Gesicht, auf dem nicht das geringste Gepräge von Adelsstolz oder Hochmuth lag, was so wohlthuend auf den Doctor wirkte, genug, er war schon im ersten Augenblick für Reinhard's Freund gewonnen und nun vergalt er dem

Baron seine Freundlichkeit, indem er auch seinerseits äußerte, daß er schon oft von ihm sprechen gehört habe und sich nun wahrhaft freue, ihn endlich persönlich kennen zu lernen.

Nachdem sie aber einige Minuten so miteinander gesprochen, richtete der Baron seine Blicke auf das Moos und die Loupe, die der Doctor jetzt in der linken Hand hielt, und sagte mit sichtbarer Theilnahme: „Aber wir haben Sie am Ende in Ihrer Beschäftigung unterbrochen? Sie botanisiren, nicht wahr?"

„Ja, das ist eine alte Liebhaberei von mir," erwiderte der Doctor bescheiden, und nun sprach er sich in längerer Rede über sein stilles Leben im Walde und seine wissenschaftlichen Arbeiten aus. Während er dies jedoch that, ließ er seine Blicke beständig und mit großer Aufmerksamkeit auf dem Baron weilen, ja er verschlang fast von Augenblick zu Augenblick mehr seine ganze Erscheinung, und immer wieder kehrte er, auch im weiteren Verlauf des Gesprächs, nach seinem Gesicht zurück, das er Zug für Zug zu studiren schien, so oft er es unbemerkt thun zu können glaubte. Je länger er dies aber that, um so höher wurde die Röthe seiner Wangen, um so feuriger der Glanz seiner Augen, so daß Reinhard, der den alten Herrn eben so auf-

merksam im Auge behielt, innerlich frohlockte, da er nur zu deutlich erkannte, welchen günstigen Eindruck sein junger Freund auf den alten machte.

Aber des Doctors Augen waren haarscharf und das sollten auch Reinhard und der Baron bald im ganzen Umfange erfahren. Denn nachdem man etwa eine Viertelstunde gemüthlich zusammen geplaudert und der Doctor die allmälig ruhiger werdenden Mienen der jungen Leute durchforscht, glaubte er doch auf beiden eine gewisse innere und bisher mühsam verborgene Aufregung wahrzunehmen, und um sich dessen zu vergewissern, ging der kluge Menschenkenner auf einen anderen Gesprächsgegenstand über, indem er sich genauer nach des jungen Mannes persönlichen Verhältnissen zu erkundigen begann.

„Sie wohnen also jetzt ganz in unserer Nähe," sagte er, nachdem er eine kurze Pause hatte eintreten lassen, „und das ist Ihrem Freunde und seinen Angehörigen sehr angenehm, weiß ich. Sie sind aus dem Kriege in Ihr väterliches Haus zurückgekehrt und wollen nun Ihren Herrn Vater in seinen schweren Arbeiten unterstützen und ihm seine Sorgen abnehmen, um sie auf Ihre stärkeren Schultern zu laden?"

Kaum hatte er dies gesprochen, so merkte er, daß er auf der Stelle den wunden Fleck im Herzen des

Barons getroffen. Derselbe entfärbte sich merklich und sagte dann mit etwas lang gezogenem Ton, indem er einen seiner Sporen tief in den Grasboden drückte, denn man hatte sich bereits auf die Rasenbank unter der Eiche niedergelassen: „Ja, ich wohne jetzt auf Strachnitz und will es versuchen, ob meine Schultern die Last leichter zu tragen vermögen, als sie mein schwach und gebrechlich gewordener Vater trägt."

„Das ist auch recht," erwiderte der Doctor mit einigem Zögern, da ihm schon eine andere Frage auf den Lippen schwebte. — „Und Ihre Frau Mutter?" fragte er gleich darauf, ohne vom Boden aufzusehen.

Der Baron blickte etwas heiterer auf als vorher und verneigte sich. „Ich danke für Ihre gütige Nachfrage," sagte er, „meiner Mutter geht es — so leidlich. Sie hat sich lange genug auf meine Rückkehr gefreut. Es geht ihr sogar jetzt besser als meinem Vater, der sich schon längere Zeit nicht wohl fühlt. Er hat in den letzten Wochen große Gemüthsbewegungen erlitten und die drücken bei seinem Alter und seiner hypochondrischen Stimmung schwer auf ihn."

„O, ihm ist doch nichts Böses passirt?"

Der Baron zögerte mit der Antwort und blickte erst Reinhard an und dann wie beschämt vor sich nieder. Reinhard aber, der ihn dabei ansah und seine

Verlegenheit auf allen seinen Zügen las, nahm sofort das Wort und sagte:

„Antworte nicht darauf, Armin, sondern überlaß das mir und ich werde das Kind sonder Scheu bei seinem rechten Namen nennen. Du kennst den Herrn Doctor nicht so genau wie ich und weißt also auch nicht, daß wir vor ihm kein Geheimniß zu haben brauchen. Er ist von allen Deinen Verhältnissen durch mich von Anfang bis zu Ende unterrichtet, nimmt ein großes Interesse daran und ist, mit meinem Vater im Bunde, vielleicht der einzige Mann, dem ich darin vertrauen und dessen Rath ich beanspruchen möchte. Und so hören Sie das Allerneuste, Herr Doctor, was seit gestern in Strachnitz vorgeht.“ Und nun erzählte er ihm wahrheitsgetreu, was zwischen Armin und dessen Vater vorgegangen, und schilderte mit ergreifenden Worten die ganze traurige Lage, in der sein Freund sich befand.

Während bei dieser Erzählung Armin von Strachnitz schweigend und unbeweglich auf seinem Mooskissen saß, den Kopf gesenkt hielt und mit dem Stiel seiner Reitpeitsche Löcher in den Rasen zu seinen Füßen bohrte, war der Doctor von Augenblick zu Augenblick aufmerksamer geworden. Bisweilen schien sein Gemüth von tiefgreifenden Empfindungen heimgesucht zu wer-

den, denn er bebte einige Mal unwillkürlich zusammen, als könne er das Unheil nicht recht begreifen, was er eben in seinem ganzen Umfange vernahm, oder als sei er durch die verhängnißvolle Lage erschüttert, in die ehemals so wohlhabende Leute durch die Schuld eines Einzigen gerathen waren. Allmälig aber schien er ruhiger zu werden, ja sein Auge, wenn er es gegen den Redenden erhob, leuchtete, wie von einem blitzartigen Freudenstrahle erhellt, auf, aber gleich darauf nahm er immer wieder das Aussehen eines ruhig Zuhörenden an, bis Reinhard mit seinem Vortrage zu Ende war und schwieg.

Eine Weile blieb er stumm und schüttelte nur sanft den Kopf, ohne es zu wagen, das Auge gegen den Baron aufzuschlagen. „Das ist allerdings übel," sagte er endlich mit einer hohl klingenden Stimme, die unverkennbar seine tiefe Erregung bezeugte, „aber verzweifeln dürfen Sie trotzdem nicht, Herr Baron. So weit ich die Sachlage beurtheilen kann, ist Ihr Herr Vater, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, ein Spielball in der Hand böswilliger Leute gewesen, und ist es wahrscheinlich noch, und ihn ganz daraus zu befreien, dürfte ein Werk der Unmöglichkeit sein, da er zu tief in die ihm gelegte Schlinge gerathen ist. Allein davon bin ich fest überzeugt, und Reinhard hat in

dieser Beziehung auch nach meiner Ansicht Recht: so schnell, wie Sie befürchten, wird die Verpachtung und noch weniger der Verkauf von Strachnitz nicht vor sich gehen. Käufer wie Pächter so großer Güter sind heutzutage selten und es kommt also allein darauf an, daß wir — ich will sagen, daß Sie sich aus allen Kräften bemühen, Ihren Herrn Vater zu hindern, nicht mit dem jetzigen spitzbübischen Inspector einen Vertrag abzuschließen. Dabei würde er jedenfalls den Kürzeren ziehen und Sie also in Zukunft auch. Nein, nein, der darf das Gut nicht pachten und daß dies nicht geschieht, daran müssen Sie Kopf und Kragen setzen."

„Das werde ich auch," sagte Armin mit neu erwachender Energie, als der Doctor schwieg, „und ich danke Ihnen, daß Sie uns darin so offen Ihre Meinung gesagt haben. Ich werde noch eifriger in meinen Vater dringen, mit dem Inspector kein Bündniß zu schließen, und sollte er noch heftiger gegen mich werden, als er es schon gewesen ist. Und das scheint mir für jetzt die Hauptsache zu sein und ich will keinen Augenblick säumen, an diese schwere, aber auch fruchtbringende Arbeit zu gehen."

Nach diesen Worten stand er auf, nahm seinen Hut ab und verbeugte sich vor dem Doctor.

„Wie,“ sagte dieser, „wollen Sie schon fort? O, ich hätte mich gern noch länger mit Ihnen unterhalten und Sie reiten ja in einer halben Stunde nach Strachnitz.“

„Ja wohl, Herr Doctor,“ erwiderte der Baron mit einer seinen Entschluß bestimmt aussprechenden Miene und Stimme, „ich will fort. Ich habe meine Mutter heute noch nicht gesprochen und da ich außer ihren Büchern fast ihre einzige Unterhaltung und Stütze bin, so will ich eilen.“

Ueber Doctor Blank's scharf lauschendes Gesicht ergoß sich bei diesen Worten eine jäh aufsteigende Röthe und in seinem Auge blitzte es wie eine helle Flamme auf. Indessen unterdrückte er diese plötzliche Erregung, mochte sie nun herstammen, woher sie wollte, und erwiderte sogleich, indem er dem jungen Mann beifällig zunickte:

„Ah, das begreife ich und unter diesen Umständen müssen Sie allerdings eilen. Eine Mutter darf man nie auf sich warten lassen, noch dazu, wenn sie in Trübsal und voller Sehnsucht ist. Ich hätte Sie freilich auch noch gern länger hier behalten, indessen mögen Sie zu Hause nöthiger sein und so bescheide ich mich, in der Hoffnung, daß wir uns nun recht bald und häufiger wiedersehen.“

„Es sollte mir das sehr erwünscht sein!“ entgegnete, sich verbeugend, der Baron, auf den der alte Herr, je länger er sein wohlwollendes Gesicht und seine treuherzig blickenden Augen betrachtete, einen um so angenehmeren Eindruck machte. Diesmal aber war es der Letztere, der, als er sah, daß der Baron scheiden wolle, diesem zuerst die Hand hinstreckte und die schnell ihm entgegenkommende ungewöhnlich lange festhielt und wiederholt herzlich drückte. Endlich aber, wie mit schwer überwundenem inneren Widerstreben, ließ er sie langsam los und zwei Minuten später saß der Baron schon im Sattel, von wo herab er erst dem ihm den Bügel haltenden Reinhard die Hand reichte.

„Sehe ich Dich bald wieder?“ fragte er diesen noch.

„Ganz gewiß, Du kannst darauf rechnen. Auch bleibt es bei Allem, was wir vorher beschlossen, und nun guten Muth, Armin!“

„Mit Gott, ja! Und Du — viele Grüße — Du verstehst!“

Nach diesen etwas leiser gesprochenen Worten setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte mit einer Hast in den Wald hinein, daß der Staub des Weges hoch

hinter ihm aufwirbelte und ihn bald den Blicken der ihm Nachschauenden entzog.

Aber noch längere Zeit, nachdem er unsichtbar geworden, stand Doctor Blank auf demselben Fleck und starrte mit weitgeöffneten Augen ihm nach in den Wald. Endlich aber, als auch die letzte Staubwolke verflogen war, wandte er sich mit einem tiefen Athemzug nach Reinhard um und sagte:

„Da geht er hin, der Arme! Ja, er dauert mich sehr, denn er befindet sich wirklich in einer verhängnißvollen Lage."

„Gewiß," erwiderte Reinhard, „aber — wie hat er Ihnen gefallen?"

„Mir?" fuhr der Doctor wie aus tiefem Sinnen auf. „O, wie Du so fragen kannst! Hast Du mir das nicht angemerkt und bin ich etwa nicht freundlich genug gegen ihn gewesen? Nein, mein Junge, er hat mir ausnehmend gefallen und Ihr Alle habt in Eurer getreuen Schilderung seiner Person das Rechte getroffen. Ich verdenke Dir nicht, daß Du ihn lieb hast, und Thusnelda verdenke ich es erst recht nicht. Er ist nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr angenehmer Mann, der Jedermann auf den ersten Blick gewinnen muß. Hm! — Sieht er wohl seiner Mutter ähnlich?" fügte er mit einem etwas scheuen Auf-

blick hinzu. „Du hast sie ja gesehen und mußt es bemerkt haben, wenn es der Fall ist.“

„Gewiß habe ich das bemerkt,“ erwiderte Reinhard lebhaft und mit sichtbarer Freude, da ihm der Ausspruch des alten Herrn überaus wohlthat, „und es ist mir im ersten Augenblick aufgefallen. Stirn, Nase und Mund sind sich fast ganz gleich und auch die Stimmen haben einen ähnlichen Klang; nur hat er nicht die schönen blauen Augen, die seine Mutter hat, aber auch die braunen stehen ihm bei seinem dunklen Haar und Bart und dem feinen Gesicht gut. Vom Vater, dem er überhaupt in keinem Punkte gleicht, hat er diese Augen nicht, denn der hat graugrüne Fuchs- oder Katzenaugen und einen ganz anderen Blick darin.“

„Hm!“ machte der Doctor und räusperte sich, als ob ihm etwas Staub in die Kehle gekommen wäre. „Na, das freut mich, daß er diesem erbärmlichen Manne nicht ähnlich sieht, der sein Hab und Gut so schnöde verjubelt hat. — Doch nun, wollen wir nicht auch gehen? Ich dächte, wir hätten lange genug geplaudert. Indeß, mein Junge,“ und er lachte hierbei fröhlich auf, „unsere zufällige Begegnung mit Deinem Freunde ist uns vortrefflich gelungen und er hat

keine Ahnung, daß sie zwischen uns abgekartet war. Nicht wahr?"

„Nicht die geringste, Herr Doctor. Es machte sich Alles so natürlich und er hatte während des Rittes seine Gedanken auch so ganz und gar auf seine unseligen Verhältnisse gerichtet, daß er nichts gemerkt hätte, selbst wenn es weniger natürlich zugegangen wäre."

„Na, das ist mir lieb. So lebe denn wohl und habe besten Dank!"

„O, Sie auch! Sehen wir uns bald wieder?"

„Ganz gewiß und hoffentlich mit besseren Nachrichten, als Ihr mir heute gebracht habt. Von jetzt an werde ich nur darauf denken, wie ich Deinen Alten in Bezug auf den Baron und Nella umstimme, und — unter uns — ich habe schon einen ganz hübschen kleinen Plan im Kopfe."

„Möge er glücken! Und nun leben Sie wohl und grüßen Sie Esther!"

Er reichte dem alten Herrn die Hand und ging dann zu seinem Schimmel, der ruhig unter der Eiche graste. Als er ihn bestiegen, ritt er langsam in der Richtung nach dem Spiegelhofe ab, Doctor Blank aber stand unbeweglich auf seinem Platz, blickte auch ihm nach, bis er verschwunden, und dann nickte er mehr=

mals lächelnd mit dem Kopf, als wollte er sagen: „Das war gut und es ist mir Alles nach Wunsch gerathen!“ Gleich darauf hatte er seine Blechbüchse über die Schulter geworfen und seinen Stock ergriffen, und dann — einen festen Entschluß im Kopf und Herzen, wie es der Ausdruck seiner Miene nur zu deutlich verrieth, schritt er rascher als er gewöhnlich ging, auf dem nächsten Wege dem fernen Blanksruh zu.

Viertes Capitel.

Vater und Tochter.

Es war schon ein Uhr vorüber, als unser alter Herr das rothe Dach seines Häuschens zwischen den grünen Bäumen am Fuß des Berges in der Ferne wieder auftauchen sah. Hastigen Schrittes kam er auf einem ihm wohlbekannten Fußpfade zwischen den Farren daher und achtete der Schweißtropfen nicht, die ihm unter seinem Hute hervor über Stirn und Wangen rieselten, denn die Sonne war seit einer halben Stunde zum Durchbruch gekommen und hatte wieder Hitze gebracht, ohne daß er es zu merken schien. Auf seinem gerötheten Gesicht lag eine wunderbare geheimnißvolle Freudigkeit, die Jedermann verkünden mußte, daß er von seiner zufälligen Begegnung vollkommen befriedigt sei. Als er aber, so froh gestimmt, an die grüne Hecke gelangt war, die sein kleines zeitiges Besitzthum umschloß, kam ihm Esther, die ihn schon lange sehn-

süchtig erwartet, entgegen und auch auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht las er sogleich, daß etwas Neues vorgefallen und daß sie einerseits darüber erfreut, andererseits doch auch ein wenig betreten sei.

„Nun, da bin ich ja wieder, Kind," rief er ihr zu, „und da bist Du auch. Aber was hast Du da — einen Brief?"

„Ja," sagte Esther und reichte ihm ein kleines Briefchen hin, das so dünn und leicht war, daß es unmöglich eine lange Mittheilung enthalten konnte. „Da haben Sie ihn, er wurde vor einer Stunde gebracht und — sehen Sie doch, er kommt aus Minden, und da er vom Vater ist, muß dieser schon in unserer Nähe sein."

„Ha!" rief der Doctor frohlockend aus, „was sagst Du da! Wäre es denkbar? Und wie, Kind, Du springst nicht vor Freuden über die Hecke, daß er so nahe ist? Das ist ja ein ungeheures, ein von mir kaum für möglich gehaltenes Glück!"

„Wie so denn?" fragte Esther, die ganz betroffen dastand, als sie den alten Herrn sich so maaßlos ausdrücken hörte, wie er es nur selten oder eigentlich nie that. Allein er achtete nicht auf ihre Frage, sondern riß nur den Brief so hastig auf, daß das Couvert in Stücke ging und Esther, darüber noch mehr verwun-

dert, wie angewurzelt vor dem so seltsam sich geberdenden Mann stehen blieb und ihn mit durchdringenden Blicken betrachtete.

Indessen gewahrte dieser dies Alles nicht; seine Augen waren nur unverwandt auf die Zeilen des Briefes gerichtet, die er jetzt, vielleicht ohne es selbst zu wissen, laut vorlas. Sie lauteten folgendermaßen:

„Helf Gott, mein lieber alter Freund! Nur einige Worte schriftlich, in wenigen Stunden aber mündlich um so mehr. Glückliche Umstände haben meine Reise wider Erwarten abgekürzt und ich komme, sobald ich hier einige Geschäfte beendigt und meinem Neffen unbedingt nothwendige Instructionen gegeben habe, nach Blanksruh.

„Ihren Brief habe ich erhalten und es ist telegraphisch Alles nach Wunsch besorgt.

„Mir selbst ist auch Alles gelungen, weshalb ich die weite Reise unternommen, und ich brauchte nicht einmal bis Petersburg, sondern nur nach Riga zu fahren, wo sich Großes und Kleines abwickeln ließ. Ich bringe viel Geld mit und der gefürchtete Verlust ist in einen reichen Gewinn umgeschlagen. — Ich nehme also wieder, obgleich nur auf kurze Zeit, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch, denn ich möchte nun

bald zu Hause sein, um aus der nordischen Wildniß in den Frieden meiner Häuslichkeit zu gelangen. Auch sehne ich mich unendlich nach meinem Kinde und oft war mir zu Muthe, als wäre es mir auf ewig entrissen, da ich es nicht, wie sonst, an meiner Seite hatte. Doch es war ja unter Ihrem Schutz und so wird es mir wohl erhalten sein. Leben Sie wohl und grüßen Sie Esther, die hoffentlich recht viel Neues bei Ihnen gelernt hat. Auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen! Ihr treuer alter Joël."

„Oho!" rief der Doctor nach Lesung dieses Briefes mit lebhaftester Freude aus, das bängliche bleiche Gesicht Esther's gar nicht beachtend, das mit einem Ausdruck höchst zweifelhafter Empfindung auf seine Miene gerichtet gewesen war, so lange er gelesen hatte. „Da haben wir es, Kind, der Alte kommt und ihn schicken mir die gütigen Sterne, denn er trifft gerade zur rechten Zeit ein. O meine Sterne, meine Sterne! Sie haben mich also doch nicht betrogen und ich habe mit Recht immer Zuversicht und Vertrauen zu ihnen gehabt; so werden sie mir ja wohl auch noch das Eine gewähren, um das ich sie jede Nacht mit tausend innigen Gebeten anflehe."

In diesem Moment, als er die Augen, die er nach dem blau gewordenen Himmel emporgehoben, auf Esther wandte, bemerkte er erst ihren beinahe starr auf ihm haftenden Blick und, eine Secunde lang sie prüfend betrachtend, rief er aus:

„Aber warum stehst Du denn so still da? Freust Du Dich nicht, daß Dein Vater kommt?“

„Gewiß freue ich mich, aber —“

„Nun, was denn? Er nimmt Dich gleich mit fort, denkst Du, nicht wahr? O herzliebes Kind, wenn das Deine Sorge ist, so wirf sie bei Seite, denn jetzt lasse ich Dich nicht von mir und müßte ich den Alten fußfällig bitten, Dich mir noch auf einige Zeit zu gönnen.“

Diese mit der liebevollsten Miene und Stimme gesprochenen Worte wirkten zauberhaft auf Esther ein. Ihr ganzes Wesen änderte sich augenblicklich; ihr liebliches, eben noch so bleiches Gesicht bedeckte eine purpurne Gluth und sie fiel dem alten Freunde um den Hals und weinte vor Freude und Dankbarkeit laut.

„Still, Kind, still,“ sagte er gütig und strich mit der flachen Hand über ihr glänzend schwarzes Haar, „ich verstehe die Thränen, die Du da eben vergießest, und auch ihre Quelle ist mir bekannt, o ja! Indeß ich verstehe sie auch zu trocknen und werde es auch

bei Dir versuchen. Sieh mich an und glaube mir: ich habe auch lange innerlich über einen größeren Schmerz geweint, als Du ihn jetzt zu tragen hast, und heute findet kein Mensch mehr eine Spur davon auf meinem Gesicht. In meinem Herzen freilich, da sitzen die Narben von großen Wunden, ja sie brechen auch noch hin und wieder einmal von Neuem auf und bluten etwas, aber — die Sterne haben sie wenigstens so weit gestillt, daß ich es ertragen kann, und so wird es auch Dir mit Deinen viel kleineren Herzenswunden ergehen."

Esther lächelte ihm dankbar zu und trocknete sich die Augen mit ihrem Tuch, dann sagte sie: „Wann mag der Vater kommen? Ich bin jeden Augenblick bereit, seinem unfehlbaren Machtspruch mich zu unterwerfen."

„Ja so, wann wird er kommen?" rief der Doctor, sofort in einen anderen Gedankengang gerathend. „Laß doch sehen! Ah, dieser Brief, jetzt sehe ich es erst, ist schon vorgestern geschrieben und muß sich also entweder verspätet haben oder Dein Vater hat sich einmal — haha! das kann ihm also auch passiren — verrechnet, weil er nicht in Anschlag gebracht, daß unsere Landbriefträger langsamer laufen als seine in der Stadt. Haha! Nun, wenn ich mich also nicht

irre, haben wir ihn noch heute zu erwarten, er kann jede Stunde kommen, und wenn er mit dem Zuge um halb Vier in der Stadt eintrifft und sich sogleich einen Wagen nimmt, kann er schon um fünf, spätestens um halb sechs Uhr hier sein."

Nach diesen Worten gingen sie Beide in's Haus, wo Frau Mausgrau schon lange mit dem Essen auf sie wartete. Allein daran war heute noch nicht sogleich zu denken. Der Doctor kleidete sich erst um und das ging diesmal nicht so rasch, denn alle Augenblicke blieb er in Gedanken stehen, sprach Verschiedenes laut vor sich hin und immer wieder kam bei ihm die Freude zum Durchbruch, daß Moses Joël gerade heute, gerade jetzt von seiner Reise zurückkehrte. „Nein," sagte er zuletzt, „etwas Günstigeres konnte es in Wahrheit nicht geben; er kommt genau in dem Moment, wo die Schlacht beginnen soll, und führt mir meine besten Hülfstruppen zu. So kann denn der Tanz bald losgehen, dessen Plan ich schon fix und fertig im Kopfe habe. Daß Joël aber so will wie ich und zu Allem, was ich ihm vorschlagen werde, bereit sein wird, bezweifle ich keinen Augenblick, denn auf einen ähnlichen Schlag hat er sich schon lange gefreut, ehe die Sachen so günstig lagen wie heute. Reinhard, Thusnelda, Esther — hebet die Köpfe dreist in die Höhe! Euer

Freund soll gerettet werden und Ihr Alle — Alle glücklich sein. So steht es in den Sternen schon lange geschrieben und diesmal habe ich ihr vertrauliches Flimmern und Blinzeln verstanden, denn auch die Sterne, ja die Sterne können reden!“ —

Bei Tische ging es Dank der vortrefflichen Stimmung des Hausherrn heute natürlich viel lebhafter zu als in den letzten Tagen und Frau Mausgrau konnte ihr Erstaunen über diesen raschen Wechsel kaum verbergen. Kopfschüttelnd sah sie bald ihren so heiteren Herrn, bald die schöne, frisch aufgelebte Esther an und sagte dabei zu sich: „Sie haben sich wieder vertragen und es ist Frieden und Eintracht geblasen, das sieht man wohl. Na, das ist gut, denn ich freue mich immer, wenn ich nur lachende Gesichter um mich sehe und der Doctor lacht nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich mit beiden Backen, das merkt man ihm an seinem ganzen Wesen an. Ja!“

Als man das etwas spät aufgetischte Mahl beendet und der Doctor heute ein Glas Wein mehr getrunken hatte als sonst, forderte er Esther auf, ihm in den Garten zu folgen. „Wollen Sie denn heute nicht schlafen, da Sie einen so weiten Weg in der Hitze gemacht?“ fragte sie ihn.

„Ich — schlafen — heute? Wo denkst Du hin,

Kind, ich fühle gar nicht, daß ich gegangen bin und daß es wieder warm geworden ist. Nein, ich muß mich sogar tüchtig im Freien bewegen; ich habe im Hause keine Ruhe und muß draußen sein, wenn Dein Vater kommt, da ich mit seinem Kutscher sprechen will und damit er selbst sieht, daß ich auf dem Posten bin."

So that sie ihm denn gern den Willen und ging mit ihm lange im Garten auf und nieder und der alte Herr schnitt selbst die schönsten Rosen ab und fügte sie mit Esther's Hülfe zu einem artigen Bouquet zusammen, das er ihr gab, um es auf den Tisch in des Vaters Zimmer zu stellen, welches Frau Mausgrau, als sie gehört, daß Herr Joël erwartet würde, schnell zu seinem Empfang in Bereitschaft setzte. Indessen mußte der Doctor seine Ungeduld, die sich schon nach drei Uhr zu verrathen begann, noch etwas zügeln, und erst um halb Fünf, als er gerade mit Esther in den Wald gehen und den nach dem Dorfe führenden Weg einschlagen wollte, vernahmen sie das Rasseln heranrollender Räder, und als sie mit hochklopfenden Herzen stillstanden und lauschten, sahen sie, nachdem das Gefährt näher gekommen, Moses Joël, sein Köfferchen neben sich und statt des ihm immer lästigen Hutes sein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Kopf, gemüthlich und mit vergnügtem Gesicht darin sitzen.

Es war eine große Freude auf allen Seiten, als er vor der Stackettthür ausstieg und zuerst Esther mit den Armen umschlang, ehe er ein einziges Wort sprach. Endlich aber, nachdem er sie wiederholt geherzt nnd geküßt und mit scharfem Blick ihre Augen durchforscht, wandte er sich zu dem vor Freude bebenden alten Freunde und rief, ihm beide Hände reichend:

„Helf Gott! Da bin ich und ich danke meinem Schöpfer, daß er mich gesund zu Euch zurückgeführt und Euch eben so gesund wiederfinden läßt!“

Der Doctor schüttelte ihm die Hände und sah ihm lange freudestrahlend in das faltige, eben so ehrliche wie ehrwürdige Gesicht, dann begrüßte er ihn mit herzlichen Worten und sprach seine Freude aus, ihn so munter und von der langen Reise gar nicht angegriffeu wiederzusehen. Bevor sie aber den lieben Gast in das Haus führten, kam Doctor Blank der Kutscher wieder in's Gedächtniß und er wandte sich sofort zu ihm, der eben den Wagen nach der Stadt zurückfahren wollte, da er sein Ziel ja erreicht, und sagte:

„Sagt, Freund, könnt Ihr mit demselben Wagen morgen früh Punkt neun Uhr wieder hier sein?“

„Warum denn das?“ fiel Moses Joël ein. „Mor-

gen verlasse ich Sie noch nicht, o nein, das denken Sie ja nicht."

„Das sollen Sie auch nicht, liebster Freund, den Wagen brauche ich aber doch."

„Ah, wollen Sie vielleicht selbst eine Reise machen?"

„Es ist möglich," sagte er mit bedeutungsvoller Miene. „Nun, Sie werden es ja sehen. — Also, wie steht es, Kutscher, könnt und wollt Ihr pünktlich sein? Ihr sollt mich noch eine Strecke weiter fahren und den Lohn dafür werde ich selbst bestimmen."

Der Kutscher schmunzelte, denn er begriff, was diese Worte besagen sollten, und so versprach er, pünktlich um neun Uhr mit frischen Pferden zur Stelle zu sein und fuhr dann langsam ab.

Jetzt endlich trat man in das Haus, wo Moses Joël auch von den tiefen Knixen Frau Mausgrau's empfangen wurde; hier auf dem Flur aber gab der Doctor Esther einen Wink, daß sie ihm nicht in sein Zimmer folgen, sondern sich in das ihrige begeben solle. Sie befolgte denselben willig und so waren die beiden Freunde wieder allein in der stillen Studirstube und setzten sich bequem neben einander auf das Sopha, wo Moses Joël sogleich von seiner Reise, seinen Erlebnissen und seinem Glück zu erzählen begann, wobei er gar nicht bemerkte, daß der Doctor ihm nur zer-

streut zuhörte und seine Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet hatte. Endlich aber merkte er es doch und schwieg alsbald, um mit seinem ehrlichen braunen Auge fragend in das eben so ehrliche blaue seines Freundes zu blicken.

„Helf Gott!" sagte er da, „ich schwatze mich müde und in's Blaue hinein und Sie hören mir am Ende gar nicht zu. Was hat das zu bedeuten? Haben Sie etwa etwas Neues für mich auf dem Herzen?"

„Sehr viel sogar, bester Joël," erwiderte der Doctor, „und wir werden heute Abend noch eine ernstliche Geschäftsstunde abzuhalten haben. Augenblicklich freilich ist keine Rede davon und erst nach dem Abendessen — heute lasse ich meine Warte im Stich — sollen Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Für jetzt aber, bitte ich, begeben Sie sich auf Ihr Zimmer und sprechen Sie sich zuerst mit Ihrer Tochter aus, der werden Sie — ja wohl auch noch so Manches zu erzählen haben."

„Ah ja, richtig, wo ist das Mädchen denn? Aber daß ich es Ihnen nur sage, ich habe etwas Fremdes auf ihrem Gesicht gelesen, was nicht darauf stand, als ich neulich ging. Es ist doch nichts Besonderes passirt?"

„Fragen Sie sie selber, darum bitte ich ja eben,

und vor Tisch soll wenigstens diese Angelegenheit abgemacht sein, in der ich — ehrlich gesprochen — mit Herz und Sinn, mit Gemüth und Kopf — ganz auf Esther's Seite stehe. Das bedenken Sie, was Sie auch hören mögen. Sodann aber sage ich Ihnen gleich von vornherein: in den nächsten Tagen kommen Sie noch nicht von mir fort und Sie sollen dieselbe Ruhe — einen einzigen Tag, den morgigen ausgenommen — bei mir genießen, wie in Ihrem eigenen Hause. Denn, Joël, merken Sie auf, es ist etwas Wichtiges geschehen und Ihr diesmaliger Besuch wird von Folgen begleitet sein, die wir neulich noch nicht voraussehen konnten, die sich jetzt aber mit rapider Schnelligkeit eine aus der andern entwickeln werden."

„Helf Gott!" rief der alte Jude, „Sie machen mir bange mit Ihrer rapiden Schnelligkeit. Ich gehe immer hübsch langsam voran und sorge bei jedem Schritt, daß mein Fuß an keinen spitzen Stein stoße."

„Aengstigen Sie sich nicht, lieber Freund," besänftigte ihn sein Wirth und stand schon vom Sopha auf. „Vorsichtig wollen wir auch jetzt Beide zu Werke gehen, aber das Eisen ist eben durch einen unberechenbaren und unvorhergesehenen Zufall glühend geworden und da müssen wir es schmieden. Wollen Sie den Hammer schwingen, alter Freund, dann sagen Sie Ja!

Ich selbst trage die Kohlen hinzu, damit das Feuer nicht ausgehe, und Gott der Herr wird mit seinem großen Blasebalg einen frischen Luftzug senden, der es zu noch größerer Flamme anfacht."

„Ah," rief Joël mit blitzenden Augen aus, „ich glaube Sie zu verstehen — es ist also doch Etwas passirt! Nun ja, ich bin bereit, den Hammer tüchtig zu schwingen und so bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Na, aber jetzt will ich zu meiner Esther gehen und hören, was sie mir zu sagen hat."

Er drückte dem Freunde die Hand und dieser führte ihn zur Thür. Als Joël aber hinter derselben verschwunden war, sprach der Doctor zu sich: „Helf Gott! So sage ich jetzt auch und nun — wird Esther eine schwere Stunde haben, die ich ihr leider nicht ersparen konnte. Aber sie ist stark genug und wird sich selber zu helfen wissen, und sollte meine Hülfe dennoch nöthig werden, so will ich auch hier von Herzen gern — der Kohlenträger sein. Amen!"

Das bescheidene Giebelstübchen, in welchem Moses Joël auf Blanksruh wohnte, zeigte sich heute wieder in seinem vollen, wiewohl sehr einfachen Glanz. Kein Stäubchen war auf den wenigen Möbeln zu sehen,

schneeweiße Tüllvorhänge verschleierten das Bett und die beiden Fenster, und auf dem mit einem rothen Teppich behangenen Tisch prangte in einer kleinen porzellanenen Vase das kurz vorher gebundene Rosenbouquet und verbreitete einen lieblichen Duft durch das gemüthliche Gemach.

Moses Joël saß in der Mitte des kleinen, mit grünem Wollstoff überzogenen Sophas und hatte sich bequem darin zurückgelehnt. Sein eben so faltiges wie ehrwürdiges aschgraues Gesicht drückte eine ungewöhnliche Spannung aus und in seinen großen dunklen Augen spiegelte sich eine gewisse innere Besorgniß ab, wie der alte Mann sie vielleicht noch nie empfunden hatte. Unmittelbar vor ihm, in bescheidenster Haltung und den Kopf mit dem jetzt wieder etwas bleichen Gesicht ein wenig gegen ihn vorgeneigt, stand Esther und Beide sahen sich schon eine Zeit lang mit ernsten und ihre gegenseitigen Mienen durchforschenden Blicken an. Wessen Blick aber behielt bei diesem gewissermaßen innerlich sich abwickelnden Vorkampf endlich die Oberhand? Das wäre nicht schwer zu entscheiden gewesen und bald offenbarte es sich auch, daß der Vater der Sieger über die Tochter sein sollte, denn plötzlich, wie von einer unsichtbaren Gewalt niedergedrückt, sank sie zu seinen Füßen, stützte ihre Arme fest auf seine

Kniee und sah ihn nun weniger forschend, aber um so liebevoller lächelnd und doch mit einer nur zu sichtbaren Beklommenheit an.

Als der Vater dies mit haarscharfer Prüfung gewahrte, hielt er es für gerathen, seine Unterhaltung zu beginnen, die in Esther's und seinen eigenen Augen eigentlich nur ein väterliches Examen sein konnte, und so sagte er mit weicher und seine innere Rührung deutlich kundgebender Stimme:

„Mein Kind, so sehen wir uns also nach unserer ersten Trennung im Leben jetzt allein wieder. Ich habe es oft mit Schmerz empfunden, daß Du nicht bei mir warst, Du fehltest mir in der Fremde überall, und die größte Freude, die ich auf der ganzen Reise hatte, bestand in der Hoffnung, Dich bald, recht bald wieder in meine Arme zu schließen und Dein Herz an dem meinen zu fühlen. Dabei war ich natürlich überzeugt, Dich ganz so wiederzufinden, wie ich Dich verlassen habe, und doch, wie ich beim ersten Blick auf Dich wahrgenommen, ist dies, glaube ich, nicht der Fall. Doch davon nachher. Zuerst erzähle mir, wie es Dir hier in meiner Abwesenheit ergangen ist."

Esther schlug einen Moment lang die Augen nieder, dann sagte sie, dieselben langsam wieder zu ihm erhebend: „Es ist mir sehr gut ergangen, Vater. Man

hat mich liebevoll behandelt und Doctor Blank ist ein herzensguter Mann, ganz so, wie Du ihn mir geschildert, der mir wahrhaft ein zweiter Vater gewesen ist. Ich habe viel bei ihm gelernt, sehr viel. Er hat mich in zwei schönen Wissenschaften unterwiesen, die ich nur von Hörensagen kannte, und außerdem hat er mir viel Vergnügen gewährt, hier im Hause, dort im Walde und auf dem Berge und — und da drüben bei seinen Nachbarn."

„Ah, bei seinen Nachbarn!" sagte Moses Joël ruhig. „Aber er hat ihrer mehrere. Welche meinst Du?"

Esther's Verlegenheit trat wieder deutlicher auf ihrem etwas gesenkten Antlitz hervor, aber sie überwand sie schnell und erwiderte mit hellem und etwas nachdrücklichem Ton: „Es war die Familie des Meyers Saaltrup auf dem Spiegelhof."

„Die Familie des Meyers, so. Nun, das ist natürlich, aber wie Du das sagst! Ich wundere mich darüber, denn Du legst darauf einen ganz besonderen Accent. So viel ich weiß, besteht diese Familie aus einer Tochter und einem Sohn. Meinst Du die erstere damit?"

„Ja, die meine ich zunächst, Vater. Thusnelda Saaltrup ist ein liebes, liebes Geschöpf und ich bin

so glücklich gewesen, mir ihre ganze Freundschaft zu erwerben, die ich mir auch bewahren werde, bis — an mein Grab."

„So, das ist hübsch von Dir, das freut mich. Junge Herzen finden sich leicht, verlieren sich jedoch auch oft wieder im Leben; wenn sie aber festhalten — bis an's Grab — dann ist es ein köstliches Geschenk des Himmels. Doch weiter. Du hast vorher gesagt: zunächst meine ich die Tochter. Wer kommt nun in der zweiten Reihe?"

Esther schlug die Augen voll auf und sah den Vater mit einem wunderbar leuchtenden Blick an, schwieg aber noch. „Nun," sagte er mild und langsam, während seine Augen wie in Flammen aufzuglühen begannen, „sprich dreist, ich bin Dein Vater und Du bist — mein Kind!"

„Nun denn, Vater, ich kann ja noch dreist sprechen, denn in der zweiten Reihe kommt der Meyer selber. Er ist ebenfalls ein wackerer Mann und hat mich, glaube ich, auch etwas liebgewonnen, wie ich ihn. Auch er hat mich Vieles gelehrt, mir viel Neues gezeigt, und vor allen Dingen hat es mir Freude gemacht, bei ihm zu lernen, wie man — eine gute Hausfrau werden kann."

„Ah, das ist gut, das kann man immer gebrauchen.

Ja, den Meyer Saaltrup achte ich auch, er ist wirklich ein braver Mann. Doctor Blank hat es mir oft gesagt und ich habe es selbst erkannt. Nun aber — seine Familie war ja noch größer und jetzt kommt die dritte Reihe, und die ist oft — die beste, oft aber auch — die schlimmste. Wie?"

„Nein, Vater, schlimm ist sie nicht. Reinhard Saaltrup ist gleichfalls ein wackerer Mann, den Du gewiß auch achten wirst, wenn Du ihn näher kennen lernst."

Weiter kam sie nicht, ihre bisher mit Mühe niedergezwungenen Gefühle erstickten sie fast und so schwieg sie und senkte wieder den Kopf, da ihr Vater, der von Secunde zu Secunde aufmerksamer und gespannter geworden war, sie mit zu brennenden Augen fixirte. So kam er ihr denn zu Hülfe, indem er sagte: „Höre, mein Kind, Du blickst mich mit einem Male nicht so frei und fest an wie sonst und ich nehme in Deinem Auge einen Funken wahr, der früher nicht darin vorhanden gewesen ist. Was ist das? Sprich dreist und ehrlich mit mir und denke immer, daß ich Dein Vater bin, dem Du Alles sagen kannst und — mußt."

In Esther's Seele ging ein kurzer innerer Kampf vor, dabei schwoll ihre Brust hoch auf, sie erhob langsam ihre Augen zu ihm und sah ihn endlich wieder

klar und vertrauensvoll an. Und so sagte sie: „Vater, ich will Dir ehrlich bekennen, was das für ein Funke ist. Er stammt aus meinem Herzen und bedeutet — die allmälig herangewachsene Neigung zu einem Mann, von der Du mir immer gesagt, daß sie einst in mein Herz einziehen werde. Und nun ist sie eingezogen und wohnt in mir.“

„Helf Gott!“ rief Moses Joël und schlug die Hände zusammen. „Was höre ich! Also eine Neigung zu einem Manne ist in Dein Herz eingezogen? So! Nun, ich frage nicht, wer ist dieser Mann, denn ich ahne es schon.“ Wäre es ein Israelit, ein Mann von unserem Volk, so hättest Du es mir nicht gesagt, sondern meinen Wunsch, meinen Befehl abgewartet; da Du es mir aber sagst und ich es auch in Deinen Augen lese, so sage ich Dir nur so viel — es ist ein Christ, nicht wahr?“

„Ja, mein Vater,“ erwiderte Esther, nun mit voller Offenheit sprechend, „es ist ein Christ. Aber Du hast mich ja selbst gelehrt, daß trotz des verschiedenen Glaubens — der eigentlich nach Deiner Meinung nicht sehr verschieden ist — vor Gott ein Christ gleich dem Juden ist, daß Beide nur einen Gott und eine Liebe haben und daß jeder Mensch, ob Jude oder

Christ, in Deinen Augen ein würdiger sein kann, wenn er gerecht, edel, arbeitsam und fleißig ist."

Moses Joël senkte sein ehrwürdiges Haupt und dachte eine Weile still nach. „Ach," sagte er endlich leise, „ja freilich, das habe ich Dir gesagt, aber ich ahnte nicht, daß Du es mir einst, wie Du jetzt thust, als eine Art Rechtfertigung Deiner Empfindungen vorführen würdest." Ich sehe also, meine Lehren sind auf einen guten Boden gefallen, ich genieße frühzeitig die Erndte davon. — Aber ich verstehe, mein Kind. Und nun getrost weiter. Ist der Mann, zu dem Du diese Neigung im Herzen trägst und der Dir die seinige wahrscheinlich auch zugewandt, ist der, frage ich, so beschaffen, wie Du vorher gesagt? Ist er gerecht, edel, arbeitsam und fleißig?"

„Ja, mein Vater, das ist er!" betheuerte Esther mit hochklopfender Brust und siegreich funkelndem Blick.

„Helf Gott! Nun so sprich, ist es der Sohn des Meyers?"

„Ja, Vater, es ist derselbe Mann, der uns neulich hülflos im Walde fand und so freundlich beistand."

„Wie? Ein Offizier?" fuhr Moses Joël wie von einer Schlange gestochen auf.

„Ein Offizier? Ja und nein, Vater, denn jetzt ist er kein Offizier mehr, er hat den Soldatenrock ausge-

zogen, den er nur eine Zeit lang zum Wohle seines Vaterlandes getragen, und ist wieder geworden, was er früher war, ein einfacher Landwirth und die Stütze seines Vaters."

„Ah, ein Landwirth, ich lebe auf!" seufzte Joël vor sich hin. „Aber es waren damals zwei Männer bei einander. Welcher war es?"

„Du zweifelst, Vater? O, Du weißt es ja so gut wie ich, welcher von Beiden es war. Der Eine von ihnen war ein Baron — der ist es nicht, den ich meine. Das war der Sohn eines vornehmen, aber verarmten Mannes, derselbe, den des Meyers Tochter, Thusnelda, liebt, worüber jetzt auf dem Meyerhofe, wie Du gewiß bald vom Doctor hören wirst, ein Zwiespalt zwischen den Kindern und dem Vater ausgebrochen ist, der die Adligen und überhaupt die vornehmen Leute nicht liebt, weil sie nach seiner Meinung nicht die Pflichten erfüllen, die Gott ihnen auferlegt. Der Zweite aber, eben der Mann in unserer dritten Reihe, war des Meyers Sohn, der sich Dir ja auch als solchen zu erkennen gab, und auf ihn habe ich meine Neigung gewandt, wie er die seinige auf mich, was mir wenigstens seine Schwester gesagt."

„So," sagte Moses Joël mit einer Resignation in Miene und Blick, die Esther's Herz vor Freude hoch-

aufschlagen machte, „Du sprichst das ehrlich genug aus und das wenigstens lobe ich an Dir, aber“ — und hier fiel ihm plötzlich ein, was ihm vorher der Doctor gesagt, daß er nämlich in Allem, was Esther ihm zu vertrauen habe, ganz auf ihrer Seite stehe — „sage mir auch darin ehrlich die Wahrheit: hast Du selbst ihm schon Deine Neigung verrathen?“

„Nein, Vater, durch Worte noch nicht; wohl aber mag mein Auge ihn unbewußt mit größerer Wärme angeblickt haben, als jeden anderen Menschen.“

„Also nur Dein Auge? Nun, das thut nichts, das bindet Dich nicht, die Augen kann man nicht verantwortlich machen, nur das Wort. Und darin sollst Du gleich meine Meinung vernehmen. So gebiete ich Dir denn“ — und hier nahm seine Miene einen unendlich ernsten und fast feierlichen Ausdruck an — „auch fernerhin Deine Worte zurückzuhalten und ihm nicht Deine Neigung dadurch zu verrathen. Erst werde ich mit mir und Anderen darüber zu Rathe gehen und aus der Summe dessen, was ich höre, wird sich ergeben, ob ich Dir zustimmen kann oder nicht. Vor allen Dingen will ich wissen, was der Doctor darüber denkt. —“

„O, der ist sein bester Freund und Rathgeber,“ fiel Esther rasch ein.

„Still! Darüber soll er mir selber Rede stehen, und nun laß mich allein, ich habe auch noch mit meinem Gott eine ernste Rücksprache zu nehmen. Ein andermal mehr davon, für heute habe ich genug gehört, mehr als genug, denn das — ach! hatte ich von Dir doch nicht erwartet. Geh!“

Aber sie ging nicht, ja sie regte sich nicht und verharrte in ihrer knieenden Stellung. Plötzlich jedoch fuhr sie in die Höhe, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief mit flehender Stimme: „Vater, zürnst Du mir?“

Er sah sie fest an, dachte einige Augenblicke nach und sagte dann: „Ob ich Dir zürne? Nun, so sprich noch einmal ehrlich: glaubst Du, daß Gott Dir nicht über diese einem Christen zugewandte Neigung zürnt?“

„Nein, Vater, das kann und wird er nicht; er hat sie mir ja selbst in's Herz gehaucht, bei dem ersten Blick, den ich in sein Auge that.“

„Ah, nun weiß ich genug. Nein, dann zürne auch ich Dir nicht, aber ich wiederhole es: ich gebiete Dir, diese Neigung, die Du noch nicht verrathen hast, in Dir zu bewahren, wie ein geheimnißvolles, Dir anvertrautes Gut, bis ich Dir sage: gehe hin und thue nach Deinem Gefallen! Willst Du das?“

„Ja, mein Vater, das will ich und ich verspreche es Dir heilig.“

„So bin ich zufrieden; jetzt bin ich mit Dir zu Ende und nun kommt mein Gott. Geh!“

Jetzt erhob sich Esther von ihren Knieen; als sie aber stand, beugte sie sich zu ihrem Vater nieder, schob sein Käppchen etwas zur Seite und drückte einen langen innigen Kuß auf seinen kahlen Schädel. Dann wandte sie sich, schritt lautlos zur Thür und verschwand hinter derselben.

Moses Joël blickte ihr lange sinnend nach, dann senkte er das Haupt auf die Brust, als ob er ein stilles Gebet vor sich hinmurmele, und plötzlich sank er auf die Kniee, das Gesicht nach Osten gekehrt und betete in hebräischer Sprache inbrünstig vor sich hin. —

Wohl zehn Minuten verharrte er in dieser demuthsvollen Stellung; dann erhob er sich langsam wie ein in sein Schicksal ergebener und in seinem Vorhaben entschlossener Mann und trat an ein Fenster, das er öffnete, um ungehindert in den von linder Dämmerung umflossenen Wald zu blicken, dessen grünes, leise im Abendwinde rauschendes Laub von jeher seine Freude gewesen war. Indessen, Freude war in diesem Augenblick nicht auf seinem faltigen Gesicht zu lesen, ja es

prägte sich sogar eine stille, an Traurigkeit streifende Wehmuth darauf aus und er seufzte mehrere Male tief auf, als sei ihm sein Herz von einer schweren, nicht abzuschüttelnden Last bedrückt. Auch gab er diesem Gefühle bald Ausdruck, indem er, düster vor sich hinblickend, sagte:

„Helf Gott! Ja, schön ist die Welt, die Du geschaffen, aber sie wirkt jetzt nicht so auf mich ein, wie sie es wohl früher that, denn ein Schleier ist vor meine Augen niedergelassen, der sie mir trübt und meine Zukunft in keinem so hellen Lichte schauen läßt, wie ich sie mir in früheren Träumen vorgestellt. Ich werde meine Esther verlieren, ich sehe es kommen, und ich kann sie nicht zwingen, daß sie meinetwegen ihrem Glücke entsagt, das ihr nach Gottes Rath an dieser Stelle beschieden zu sein scheint, wenn sich Alles so verhält, wie sie mir sagt, und daran zweifeln kann ich keinen Augenblick mehr. Doch, ich mußte ja darauf gefaßt sein, daß ich sie einmal verlieren würde, das ist ja so in der Welt und Niemand kann es ändern. Bitter aber ist es für mich auf jeden Fall. Mein Herz wird eine unausfüllbare Lücke empfinden und ich werde mir recht verlassen vorkommen, wenn sie aus meinem Hause geschieden ist. Aber könnte ich wohl so egoistisch sein, sie für immer für mich allein behalten

zu wollen? O nein! Gott hat den Menschen ein Herz gegeben, nicht daß sie es in stiller Einöde und Einsamkeit verscharren, sondern daß sie damit an das Licht der Welt treten und damit wirken, was ein Herz wirken kann, das heißt sich selbst und Andere veredeln und erheben. Und eine edle Liebe veredelt die Menschen, ich habe es an mir selbst empfunden, und darum auch habe ich mein Kind so erzogen, daß es das Edle und Gute schätzen und dadurch sich selbst erheben lerne. Der Reinhard Saaltrup aber ist gewiß ein edler Mann, ich weiß es, und er würde mein Kind auch zu schätzen wissen und sich und ihm dadurch ein irdisches Glück bereiten, wonach ja am Ende ein Jeder strebt. Also warum sollte ich ihr und ihm zürnen, daß sie ihre Neigungen auf einander gerichtet? Nein, ich zürne ihnen nicht, denn ich kann es nicht. — Und wer sagt denn," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, die er in Nachdenken verbracht, „daß ich sie überhaupt verlieren soll? Kann ich nicht auch dahin gehen, wohin sie geht, wenigstens in ihre Nähe? Ja, das kann und werde ich, denn ohne mein Kind kann und will ich nicht sein. Die trübe Priesterstadt, in der ich wohne und wo mehr gebetet und gebüßt als gedacht und gehandelt und darum doch nicht weniger gesündigt wird als anderwärts, und das enge Haus, in dem ich so lange ge-

schafft und gewirkt, gefällt mir schon lange nicht mehr, und nie habe ich das so empfunden wie jetzt, wo ich diese grünen Bäume vor mir sehe und Menschen in meiner Nähe wohnen, die mir wirklich als Freunde nahe stehen, obgleich ich ein Jude bin und sie Christen sind. Auch habe ich mir mit Gottes Hülfe so viel erworben, daß ich überall nach meinem Gefallen leben und mein nur noch kurzes Dasein in Frieden und Freude beschließen kann. Also das würde kein Hinderniß sein, und wenn sie wirklich von mir ginge, würde sich eine Stätte finden lassen, in der ich mich niederlegen und von meiner Arbeit ruhen könnte. So beruhige Dich denn, mein Herz, und schlage nicht mehr so laut und bang. Und Du, Geist, Kraft in meinem Hirn, sammle und fasse Dich zu neuer Arbeit, denn wenn mich nicht Alles täuscht, werde ich heute noch andere wunderbare Dinge zu hören bekommen und man wird mir eine Aufgabe übertragen, auf deren Lösung ich eigentlich für jetzt nicht vorbereitet war. Doch immerhin, ich kann auch aus dem Stegreif wirken und habe ja nur den Plan auszuführen, den ein Anderer entworfen, und daß der Doctor einen solchen im Kopfe hat, das habe ich auf seinem Gesicht so klar gelesen, wie ich las, was Esther im Herzen trägt." —

Nachdem er durch dies Selbstgespräch seinem ge-

preßten Herzen Luft gemacht und sich in die augenblickliche neue Lage der Dinge allmälig gefunden hatte, lehnte er sich zum Fenster hinaus und sog mit vollen Zügen die würzige Abend- und Bergluft ein, die aus dem schweigenden Walde zu ihm herüberströmte, und als er sich nun wirklich gelabt und gekräftigt fühlte, stieg er in das Unterhaus hinab, wo ihn sein alter Freund mit Freuden empfing und auf der Stelle sein Gesicht mit gewohntem Scharfblick zu prüfen und zu studiren begann. Was er aber darauf fand, befriedigte ihn vollkommen und so ließ er auch Esther aus ihrem Zimmer herbeirufen, wo sie, das eben Vergangene im Stillen bedenkend, bisher verweilt hatte. Als sie in das Speisezimmer trat, wohin die beiden Männer sich begeben, strahlte ihr schönes Gesicht von einem inneren Frieden, wie es ihn lange nicht gezeigt, und sie erwies sich gegen den Vater wie dessen Freund so zärtlich wie nie, indem sie dem Ersteren wiederholt die Hand küßte und den Letzteren mit einem so glücklichen Lächeln anschaute, wie er es in der letzten Zeit gänzlich auf demselben vermißt. So waren denn diese seine Wahrnehmungen für den aufmerksamen Gelehrten der beste Beweis, daß Alles im trefflichsten Gange sei, und er setzte sich so ruhig und hoffnungsvoll zu Tisch, als ob niemals eine Sorge sein altes Herz belastet hätte.

Das Abendessen verlief bei gemüthlichem Gespräch über Moses Joël's Reise im Norden; als es aber zu Ende, gab der Doctor seinem Gaste einen Wink und dieser folgte ihm alsbald in sein stilles Studirzimmer, nachdem Jener Esther gebeten, ihn mit dem Vater für heute allein zu lassen.

Sobald er aber nun mit Moses Joël auf seinem Sopha saß, erzählte er ihm ausführlich, was im Meyerhofe und auf Strachnitz vorgefallen, setzte ihm dann seine Pläne auseinander und bat ihn um seine Mitwirkung, dieselben zur Ausführung zu bringen und so auch seinerseits zu ihrem Gelingen beizutragen.

Moses Joël hatte aufmerksam zugehört und der Auftrag, der ihm zu Theil geworden, fing bald an ihm zu behagen und seinen regsamen Geist in lebensvolle Thätigkeit zu setzen. Seine alte Entschlossenheit, sein Muth und seine Lust, mit voller Kraft in die Geschicke guter Menschen einzugreifen und ihnen zu dem verdienten Glück zu verhelfen, waren erwacht, sein dunkles Auge blickte so feurig, seine Miene war so entschieden und sein Wille, dem alten Freunde beizustehen, so scharf darauf ausgeprägt, daß der Doctor ganz beglückt davon ward, zumal er nun hörte, wie

Moses Joël seinem klug ausgesonnenen und ihm durch die Verhältnisse selbst in die Hände gespielten Plane vollen Beifall zollte.

Ihr Gespräch hatte bis tief in die Nacht hinein gedauert, denn es gab Viel und Mancherlei zwischen ihnen zu besprechen; als sie aber endlich mit Allem zu Stande gekommen und von einander schieden, waren sie wie immer auch diesmal einig, ihr Entschluß stand unverrückbar fest und nichts konnte sie mehr hindern, den so lange betretenen und mit so vielen Mühen verfolgten Weg bis zum Ende zurückzulegen.

So war denn der Orkan, den Doctor Blank dem Meyer zugedacht, um seine so fest eingewurzelten Vorurtheile zu zerstören und seinen starren Sinn mit seiner Kinder Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen, angefacht und begann schon langsam und leise seine Schwingen zu regen. Der Hammer war bereits an seinem Griff gefaßt, die Kohlen, um die ausbrechende Flamme zu nähren, waren von Doctor Blank reichlich herbeigeschafft und es fehlte — um mit dem alten gern in Bildern sprechenden Herrn zu reden — nur noch der große Blasebalg Gottes, um das Feuer zu vollerer Gluth anzuschüren. Nur eine kurze Nacht noch lag zwischen dem Heute und Morgen, und sie wurde von Allen, die an den Handlungen des nächsten

Tages persönlich betheiligt waren, in größter Ruhe und in der Hoffnung verbracht, daß ihr Werk gelingen werde, da es ein gutes Werk war, Niemanden schädigen, Vielen aber einen unerwarteten Trost und eine unmittelbare Hülfe bringen sollte.

Fünftes Capitel.

Wie und an Wen Strachnitz verpachtet wird.

Als Armin von Strachnitz am Morgen dieses Tages, nachdem er Reinhard Saaltrup bis zur Gränzeiche begleitet und dort Doctor Blank seiner Meinung nach so zufällig getroffen, nach Hause kam, führte ihn, sobald er sein Pferd abgegeben, sein erster Gang zu seiner Mutter, die er in der That an diesem Tage noch nicht gesehen und die ihn aus Gründen, die wir alsbald erfahren werden, schon lange sehnsüchtig bei sich erwartet hatte, weshalb sie auch ihrem alten treuen Diener wiederholt den Wunsch ausgesprochen, ihren Sohn gleich nach seiner Rückkehr zu ihr zu senden. Der Diener, der seinen jungen Herrn am Stall empfangen, hatte den Befehl der Baronin pünktlich erfüllt und so trat Armin, von seinem hastigen Ritt noch etwas erhitzt, eine Stunde vor Tisch in ihr Zimmer ein.

Die stille sanfte Frau, die schon seit langer Zeit nur dunkle Kleider trug, als wolle sie schon dadurch die tiefe Traurigkeit ihres Gemüths und das unabläßsige Weh ihres jetzigen Lebens andeuten, saß in ihrem schwarzseidenen Gewande, das frühzeitig ergraute Haar mit einem zierlichen Häubchen bedeckt, an einem großen Tisch, auf dem eine Menge Bücher ausgebreitet waren. Unmittelbar vor ihr lag ein umfangreiches botanisches Werk mit vortrefflichen farbigen Pflanzenabbildungen, in dem sie eifrig blätterte und so ihrem Lieblingsstudium nachgehangen zu haben schien. Nur von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick nach der auf einer Console über ihrem Schreibtisch stehenden Uhr, und jedesmal, wenn sie den Zeiger derselben unaufhaltsam weiter vorgerückt fand, schüttelte sie leise den schönen Kopf, als beklage sie nochmals, daß ihr Wunsch, den Sohn zu sehen, so lange hinausgeschoben werde.

Da ging endlich die Thür auf und mit eiligem Schritt trat der so sehnsüchtig Erwartete vor sie hin. Mit einer ungewöhnlichen Hast, wie die sonst so ruhige Frau sie selten an den Tag legte, erhob sie sich und kam Armin entgegen, als sie aber sein erhitztes Gesicht und die Spuren kaum überstandener Aufregung auf demselben wahrnahm, drückten ihre sanften blauen Augen einige Verwunderung aus, sie sah ihn liebevoll

fragend an und sagte, indem sie ihm die Hand reichte, die er ehrerbietig küßte, mit ihrer hellen, dem Klange einer silbernen Glocke ähnlichen Stimme:

„Endlich bist Du da, Armin! O, ich habe Dich schon lange erwartet. — Aber wovon so erhitzt, mein Sohn? Wo bist Du gewesen und was ist Dir geschehen?"

Armin ließ seine dunklen Augen erst eine Weile über das bleiche Antlitz seiner Mutter schweifen, dann glitt sein Blick von ihr fort nach den vor ihr aufgeschlagenen Pflanzenbildern hin und er erwiderte mit einem freundlichen Lächeln:

„Es ist merkwürdig, daß ich Dich gerade jetzt mit Deinen botanischen Studien beschäftigt finde, wo ich so eben einen Mann verlassen, der die Pflanzenkunde auch mit einer besonderen Liebhaberei betreibt. Reinhard Saaltrup besuchte mich heute Morgen in aller Frühe, so daß ich nicht zu Dir kommen konnte; ich theilte ihm natürlich unsere neusten Verwickelungen mit und da beriethen wir lebhaft mit einander, was unter solchen Umständen wohl zu thun sei. Da er aber zeitig nach Hause mußte und wir mit unseren Beschlüssen noch nicht fertig geworden waren, begleitete ich ihn eine Strecke und da trafen wir zufällig auf dem Wege im Walde seinen und seines Vaters alten

Freund, denselben Doctor Blank, von dem ich Dir bereits mehrere Male Verschiedenes erzählt habe. Der alte Herr war mit Moossammeln beschäftigt, indessen ließ er seine Untersuchungen alsbald bei Seite und unterhielt sich mit uns auf eine so interessante Weise, daß ich mich länger bei ihm aufhielt, als es in meiner Absicht gelegen."

„So," sagte die Mutter, als er mit seinem Bericht zu Ende, „also Du hast ihn nun auch kennen gelernt, den alten Sonderling? Denn das soll er ja nach Eurer Beschreibung sein. Ist er denn wirklich so liebenswürdig und gelehrt, wie Dein Freund ihn Dir geschildert?"

Armin erging sich in warmem Lobe über Doctor Blank und erzählte Mancherlei, was derselbe gesprochen, und ließ dabei auch nicht unerwähnt, daß Reinhard ihm, dem in die Verhältnisse seiner Nachbarn vollkommen Eingeweihten, die Sachlage auf Strachnitz mitgetheilt, woran er ein großes Interesse und die wärmste Theilnahme verrathen habe.

Die Baronin, als sie dies hörte, seufzte aus tiefster Brust auf und sah mit einem Blick vor sich nieder, als wollte sie sagen: „Das ist recht freundlich von ihm, aber helfen kann es uns auch nichts." — Gleich darauf aber erhob sie ihr Gesicht wieder zu Armin

und sagte: „Nun, da hast Du also einen leidlich angenehmen Morgen verlebt und ich will hoffen, daß das, was ich Dir jetzt mittheilen will, nicht weniger angenehm ist.“

„Was hast Du mir denn mitzutheilen?“ fragte Armin mit gespanntem Aufblick, da ihm die Miene seiner Mutter etwas Geheimnißvolles und doch gewiß nichts Trauriges zu verrathen schien.

„Warte es ab,“ versetzte sie ruhig, ging an ihren Schreibtisch und nahm aus einem Kasten einen noch verschlossenen Brief, den sie mit einem bedeutsamen Fingerzeig auf den Poststempel dem Sohne hinreichte. „Er ist schon vor zwei Stunden angekommen,“ sagte sie, „und nur seinetwegen habe ich Dich so lebhaft erwartet. — Lies ihn also in meiner Gegenwart,“ fügte sie, ihr blaues Auge mit einem freundlichen Strahl auf ihn richtend, hinzu, „denn er hat gewiß etwas zu bedeuten, da er — aus Cöln kommt.“

„Ah, aus Cöln!“ rief Armin nicht weniger freudig aus. „Ja,“ fuhr er fort, nachdem er einen schärferen Blick auf die Adresse geworfen, „ich kenne die Handschrift, er kommt von dem Bankier, der mir jedes Vierteljahr das bewußte geheimnißvolle Geld schickt. Aber was kann das sein? Der erste Juli, an dem ich

die nächste Sendung zu erwarten habe, ist ja erst in sechs Tagen?"

„So lies ihn," sagte sie mit lebhaft wogender Brust, „ich bin auf seinen Inhalt so neugierig wie Du."

Armin öffnete den Brief und setzte sich dabei auf einen Stuhl, der Mutter, die bereits auch Platz genommen, gegenüber, und gewahrte nicht den gespannten Blick ihres Auges, das halb freudig, halb ängstlich auf ihn gerichtet war, da der Brief, der in so bedeutungsvoller Zeit kam, ja eben so gut Angenehmes wie Unangenehmes enthalten konnte. Kaum aber hatte er einige Zeilen flüchtig gelesen, so erschrak sie sichtlich, denn auf des Sohnes Antlitz spiegelte sich die lebhafteste Verwunderung ab.

„Was giebt es?" fragte sie, beklommen athmend, „darf ich es nicht gleich erfahren?"

Er hob die Augen von dem Brief empor, sah seine Mutter mit frohem Lächeln an und sagte: „Ja, Du sollst es mit mir zugleich erfahren, ich wollte nur erst prüfen, ob er auch nichts enthält, was Dir eine neue Sorge bereiten könnte. Allein dies scheint, nach dem Eingang zu schließen, nicht der Fall zu sein, und so will ich ihn laut lesen, damit Du keine Minute länger

in Zweifel bist.“ Und er las mit leiser, aber deutlicher Stimme folgende Worte:

„Geehrter Herr Baron!

„Es ist uns die angenehme Aufgabe zu Theil geworden, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß der Ihnen und uns unbekannte großmüthige Mann, welcher bisher die Ihnen bewußten vierteljährlichen Zahlungen durch unsere Hand an Sie gelangen ließ, beschlossen hat, Ihnen vom nächsten ersten Juli an die doppeltgroße Summe zu zahlen und werden Sie also statt der bisher erhaltenen dreihundertfünfundsiebzig Thaler am nächsten Ersten siebenhundertfünfzig Thaler empfangen. Damit dies Geld, oder wenigstens die Kunde davon, aber nicht etwa, weil Sie jetzt auf Strachnitz wohnen, wie Sie uns in ihrem letzten gefälligen Schreiben mitgetheilt, in die unrechten Hände gelange“ — „das Wort unrechten ist doppelt unterstrichen,“ schaltete Armin ein — „so müssen Sie sich schon der kleinen Mühe unterziehen, dasselbe in der Ihnen benachbarten Stadt B. . . — in Detmold haben wir keine so nahe Verbindung — bei dem Hause Paderstein und Comp. persönlich zu erheben. Schon am Letzten dieses Monats wird das betreffende Geld in Händen des genannten Bankhauses sein und können Sie es also, wie es Ihre Zeit erlaubt, von da an

jeden Augenblick in Empfang nehmen. Dem Hause Paderstein wollen Sie so gütig sein, eine Quittung über den Empfang auszufertigen, die unsrige aber bitten wir, wie bisher, nach Cöln zu senden. Somit, Herr Baron, habe ich die Ehre, Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung zu bezeugen, mit welcher ich auch ferner verharre als Ihr ergebenster

D . . . und Sohn."

Als Armin mit bisweilen stockendem Athem diese inhaltschweren Zeilen gelesen, richteten sich seine Blicke mit dem Ausdruck freudigster Verwunderung auf seine Mutter, die ihn mit nicht minder frohem Erstaunen betrachtete, und einige Augenblicke blieben Beide still, als fänden sie kein Wort, ihre ersten Empfindungen sich zu erkennen zu geben. Endlich aber hatte Armin sich zuerst gefaßt und, einen tiefen Erleichterungsseufzer ausstoßend, sagte er:

„Mutter! Was sagst Du nun? Kommt dieser großmüthige Zuschuß uns Beiden nicht ganz zur rechten Zeit? Bei Gott, das ist eben so seltsam wie groß, und man möchte beinahe glauben, daß hier unsichtbare Feen- oder Geisterhände im Spiel wären, die im Stande sind, aus weiter Ferne unsere traurige Lage

zu errathen und uns von einer Seite Hülfe zu bringen, von der wir sie gerade zu dieser Zeit gewiß nicht erwartet haben."

Die Augen der Baronin hatten sich mit Thränen gefüllt und sie konnte vor Erregung nicht gleich im ersten Augenblick sprechen. Als sie aber mit ihrem Tuch die noch immer so schönen Augen getrocknet, sagte sie mit einem tiefen Athemzug:

„Ja, diese Großmuth kommt zur rechten Zeit. Dreitausend Thaler jährlich, Armin, sind für Dich und namentlich jetzt, eine bedeutende Summe und, abgesehen davon, was für eine Hülfe sie uns in unserer gegenwärtigen Noth gewährt, muß ich gleich daran denken, was der Meyer Saaltrup sagen wird, wenn er von diesem neuen wunderbaren Ereigniß Kunde erhält."

„Natürlich muß er davon Kunde erhalten und zwar bald," versetzte Armin eifrig, „und ich werde gleich morgen früh zu ihm hinüberreiten und ihn diesen Brief, so wie alle übrigen, die ich von dem Bankhause erhalten, durch Reinhard's Vermittelung lesen lassen. Dann mag er sich selbst sagen, was ich ihm nicht noch einmal sagen kann, und daß seine Tochter, falls er zustimmt, in keines — bedürftigen Mannes Hände geräth."

Die Baronin nickte mechanisch, denn ihre Gedanken schienen sich bereits auf etwas Anderes gerichtet zu haben und sie blickte sinnend vor sich nieder, schüttelte wiederholt den Kopf und seufzte mehrmals tief und schwer auf.

„Was sinnst Du, Mutter?“ fragte ihr Sohn. „Bist Du nicht auch meiner Meinung, daß der so gewissenhafte Mann sich jetzt wohl überzeugen wird, daß mein unbekannter Beschützer kein Traumbild ist und seine Verheißungen nicht auf Staub und Luft gebaut waren?“

„O ja, ich bin dieser Meinung auch, aber mich beschäftigt in diesem Augenblick ein ganz anderer Gedanke, der mir auch von Wichtigkeit zu sein scheint. — Wer mag dieser Dein großmüthiger unbekannter Beschützer wohl sein, der, wie eine unsichtbare Vorsehung über Dir schwebt und von Deinen Verhältnissen so genaue Kunde zu haben scheint! O, wie oft habe ich schon darüber nachgedacht und wie oft werde ich es noch thun müssen, ohne zu einem sicheren Resultat zu gelangen!“

Armin starrte lange vor sich hin, dann sagte er: „Ich weiß es nicht und kann es beim besten Willen nicht ergründen. Und wie vorsichtig er ist, das Geld nicht wie sonst durch die Post an mich zu senden, um

es nicht in Strachnitz bekannt werden oder gar in die unrechten Hände fallen zu lassen. Das scheint mir eben so merkwürdig, wie mit klugem Sinn überlegt zu sein."

„Gewiß ist es das. Also Du hast nicht die geringste Ahnung, wer er ist?" fragte sie leise erbebend.

„Nicht die geringste, liebe Mutter. Das Ganze ist mir heute so räthselhaft wie je und ich kann nichts erdenken, was mich zu einer Auflösung dieses Räthsels führt. Meine wiederholten Forschungen nach der so reichlich im Dunkeln fließenden Quelle sind alle vergeblich gewesen, und von Cöln selbst, wo ich ja schon persönlich war, habe ich in dieser Beziehung nicht das Geringste zu hoffen."

Die Baronin wandte sich von ihm ab, um sich die von Neuem überströmenden Augen mit ihrem Tuch zu trocknen; als sie sich aber ausgeweint, kehrte sie sich wieder zu ihrem sie mit stiller Theilnahme betrachtenden Sohn hin und sagte mit wehmuthsvoller Stimme: „So bleibt uns nur übrig, mein lieber Armin, Gott auch für diese seine gütige Gabe, die Hülfe in großer Noth, zu danken. Und jetzt, mein Sohn, laß mich allein, ich fühle mich etwas erschöpft, denn auch ein Glück — von unbekannter Hand gespendet, kann uns

— zu Boden werfen, wie es das Unglück thut. Lebe also wohl für jetzt!“

Er ging auf sie zu, küßte ihr liebevoll die Hand und entfernte sich darauf, da er wohl sah, daß die schwache Frau einer kurzen Erholung bedürftig sei.

Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so sank die Baronin von ihrem Sessel auf die Kniee, streckte mit einer unbeschreiblichen Geberde innerer Angst und Wehmuth die Hände zum Himmel empor und rief:

„Großer, allmächtiger Gott! Wäre es möglich, was ich mir plötzlich denke? Nein — ja, ich weiß es nicht und die Gedanken in meinem schwachen Kopf und die Gefühle in meinem noch schwächeren Herzen drehen sich wie im Wirbel. Dächte und sagte ich: Nein! so bliebe das Räthsel allerdings ungelöst, dächte und sagte ich aber: Ja! so wäre es mir allein freilich gelöst, denn ich halte es für möglich, daß der, den ich meine, der unbekannte Geber ist, aber das wäre nur für Armin ein Glück, für mich dagegen ein neuer Schlag, von dessen Härte und Schärfe nur ich allein ein Bewußtsein haben kann. Doch — wie Du willst, großer, allmächtiger Gott, ich beuge mich auch hierin und wenn ich auch noch einmal vor Reue — ja vor Reue

vergehen sollte, mein Sohn, mein einziges Kind darf wenigstens keine Ahnung davon haben, wer ihm diese großmüthige Hülfe zugewandt hat, die, von dieser Hand gespendet, mir die Brust tausendfach zerreißt und das Bewußtsein meiner so lange getragenen Schuld mit neuer Gluth wieder in mir aufwachen läßt. O, o, o, ich bin schon durch ein so langes bitteres Leben grausam genug gestraft — soll ich auch noch diese viel bitterere Strafe kennen lernen, daß ein Mensch, ein Mann — das Böse, das ich ihm angethan, mit so großer Güte vergilt?"

Sie erhob sich von ihren Knieen, wankte nach dem Sopha und sank darauf hin. Reichliche Thränen entquollen dabei ihren schon lange müde geweinten Augen und Niemand war da, der sie über den Schmerz, den sie in diesem Augenblick empfand, hätte trösten können, denn was für eine ewig brennende Hölle bei der Erinnerung an ihre hoffnungsvolle Jugend in ihrem Busen kochte, wußte nur sie allein und kein Mensch auf der Welt außer ihr durfte es wissen. —

Der nächste Morgen war angebrochen und es war wieder ein trüber Tag, obgleich der linde Regen, der in der Nacht die trockenen Fluren erfrischt, schon lange

wieder aufgehört hatte. Bleiben wir auch diesen Morgen in Strachnitz und wenden wir endlich unsere Blicke auf einen Mann, der in unserer Erzählung schon öfter erwähnt, aber noch nicht in Person vor die Augen des Lesers getreten ist.

Armin von Strachnitz hatte, wie wir wissen, an diesem Morgen nach dem Spiegelhof reiten und dem Meyer das neuste Ereigniß mittheilen wollen, welches ihm der glückliche Brief am vorigen Tage gebracht, allein, als er eben zu Pferde steigen wollte, wurde seine Absicht durchkreuzt und zwar durch einen Umstand, den wir sogleich näher zu berichten haben werden, und so blieb er, von einer Spannung sonder Gleichen befallen, im Hause, um erst abzuwarten, was das Erscheinen eines Mannes zu bedeuten habe, den er erst einmal in seinem Leben flüchtig gesehen und doch auf der Stelle wiedererkannt hatte, sobald derselbe durch einen seltsamen Zufall in demselben Moment, wo er Strachnitz verlassen wollte, vor seine Augen getreten war. —

Ein wie großer Glanz und Luxus in dem schönen Strachnitzer Schloß ehemals geherrscht haben mochte, konnte man noch jetzt an der langen Reihe herrlicher Zimmer wahrnehmen, welche, die am besten erhaltenen im ganzen Hause, der gegenwärtige Besitzer desselben

bewohnte. An Comfort und Eleganz ihrer inneren Einrichtung ließen sie auch heute noch nichts zu wünschen übrig, aber Alles, was an Möbeln, Gemälden und sonstigen Kunstgegenständen darin enthalten war, verrieth nur zu deutlich einen weichlichen, zu Wohlleben und leiblichen Genüssen geneigten Sinn und sich selbst hatte der eben so verschwenderische wie leichtsinnige alte Baron von Strachnitz nie etwas abgehen lassen, denn stets hatte er mit vollen Händen in seine früher so wohlgefüllte Kasse gegriffen, wenn es galt, seine nächste Umgebung so behaglich wie möglich zu gestalten.

Betreten wir nur sein Arbeits- oder eigentlich Wohnzimmer, denn was man Arbeit nennt, wurde darin ja nie vollführt, so haben wir schon mit einem einzigen Blick genug gesehen und die den alten Herrn beherrschenden, ja verzehrenden Neigungen vollständig erkannt. Es war ein großes, in schönen architektonischen Verhältnissen construirtes Gemach mit einer prachtvollen Stuckdecke, an deren Plafond ein in grellen Farben gemaltes Gemälde prangte, die Göttin der Liebe darstellend, wie sie eben nackt aus dem Bade stieg und von nur wenig verhüllten schönen Grazien bedient wurde. Die Wände waren mit mattgrünem seidenen Damast bekleidet und an ihnen hingen, wo

die Möbel den Raum dazu freiließen, üppige Bilder, mythologische Scenen darstellend, in denen Amor, Psyche und Hebe, oder Venus mit ihren steten Begleiterinnen die Hauptrolle spielten. Der Boden des Zimmers war mit einem weichen bunten Velourteppich belegt und stoffreiche, ähnlich gefärbte Gewebe verhüllten die Tische. Die Vorhänge an den Fenstern bestanden aus kostbar gestickten Tüllgardinen, über die herrliche Lambrequins von meergrünem Seidendamast tief und schwer herabhingen. Die Sophas und Sessel, in verschiedenen Gruppen in allen Ecken zusammengestellt, waren mit etwas verblaßtem hellgrünen Sammet überzogen und auf den schönen, mit Perlmutter ausgelegten Ebenholzmöbeln zeigten sich zahllose Nippsachen von Porzellan und Bronze, die sämmtlich Gegenstände darstellten, die an ein angenehmes und leichtfertiges Junggesellenleben erinnerten und mehr als alles Uebrige die Geschmacksrichtung des Bewohners verriethen.

In diesem luxuriösen Gemach nun hielt sich an diesem Morgen der Hausherr von Strachnitz auf, da er sich etwas abgespannt und, wie er sagte, nervös fühlte, was er eigentlich immer war, sich aber trotzdem vorgenommen hatte, am Nachmittag nach Detmold zu fahren, um einen gleichgesinnten Freund zu besuchen

und mit ihm den Tag so behaglich wie möglich hinzubringen, da ihm in seinem Hause, wie er meinte, nur Langeweile und Aerger den Genuß des Lebens verkümmerten. Wie gesagt, war das Wetter trübe und ein solches war von jeher geeignet gewesen, die hypochondrische Laune des leichtsinnigen Mannes zu vermehren und seine Reizbarkeit auf den höchsten Grad zu treiben, wovon sein Sohn seit seiner Rückkehr aus Frankreich und namentlich in den letzten Tagen die vollgültigsten Beweise erhalten hatte.

Der Herr Baron hatte eben, gleich nach zehn Uhr, sein zweites Frühstück beendet, das er wie alle übrigen Mahlzeiten stets auf seinem Zimmer allein einnahm, da er mit seiner Gemahlin und seinem Sohn, die ihn durch ihre trüben Mienen nur zu sehr an seine mißliche Lage erinnerten, nur geringen Verkehr pflegte und sich, so oft es ging, fern von ihnen hielt. Der Tisch war noch mit verschiedenen leckeren Speiseresten bedeckt, die auf feinem gemalten Porzellan aufgetragen waren, und eine Flasche Rothwein stand auch dabei, war aber unberührt, da der Baron heute einem köstlichen alten Portwein den Vorzug gegeben hatte, der auch in einer crystallenen Caraffe nebst einem Glase auf einem Marmortischchen neben dem Sessel stand, auf dem er nachlässig hingestreckt lag, um, wenn seine

Niedergeschlagenheit oder Schwäche zunehmen sollte, sogleich wieder ein belebendes Stärkungsmittel zur Hand zu haben.

In einen rehfarbigen seidenen Schlafrock gehüllt, lag er also auf diesem bequemsten aller seiner Fauteuils, stocherte sich die Zähne und las die Kreuzzeitung, sein Lieblingsblatt oder vielmehr das einzige, welches er überhaupt kannte und zur Hand nahm, wenn er, wie heute, gerade nichts Besseres zu thun hatte. In solcher gemächlichen Lage können wir seine ganze Erscheinung am besten in's Auge fassen, wenn wir sie auch nicht sogleich in ihrer vollen Größe erblicken, denn er war in der That ein großer und ehemals kräftiger und blühender Mann gewesen. Ohne Zweifel mußte er in jungen Jahren einen stattlichen Cavalier dargestellt haben und auch sein Gesicht hatte gewiß ganz andere Farben und Züge gezeigt als jetzt. Denn heutzutage war nur noch eine halbverfallene Ruine von ihm übrig geblieben, die sichtbar schnell ihrem gänzlichen Verfall entgegenging. Seine spärlichen, vollkommen ergrauten, aber immer noch an den Schläfen in zierliche Löckchen geringelten Haare ließen in der Mitte einen ungeheuren kahlen Schädel frei und seine eingefallenen Wangen bedeckte ein dünner weißer Backenbart, der bis zur Mitte von unten her abrasirt war. Seine Oberlippe

zierte ein mächtiger, nach beiden Seiten lang ausgezogener Schnurrbart und sein Kinn ein Knebelbart, der noch viel länger herabhing und mit dem eine seiner stark zitternden Hände beständig spielte, halb aus Gewohnheit, halb um sich daran zu halten und jenes nervöse Zittern derselben zu verstecken, wenn er mit Jemandem sprach und sie dabei zufällig erhob. Sein hageres, matt gelbliches und fast blutleeres Antlitz trug die unverkennbaren Spuren einer früh eingetretenen Verlebtheit und das wenige Fleisch desselben war schlaff und welk. Dieses ehemals gewiß angenehme Gesicht, dessen edler Schnitt selbst durch so viele übermäßige Lebensgenüsse nicht zu verwischen gewesen war, belebten graugrüne, unheimlich funkelnde Augen mit einem unsicheren, stets in der Irre umherflatternden und mehr scharfen als klugen Blick, deren etwas umgelegte Lider rothe Ränder zeigten und von der unablässigen Völlerei Kunde gaben, der er sich schon in jungen Jahren ergeben hatte, wie er ihr sogar noch jetzt mit ganzem Herzen ergeben war, sobald sein gebrechlicher Gesundheitszustand es ihm irgend gestattete. Von allen Gaben aber, welche ihm die Natur einst verliehen, hatten sich nur die fast unheimlich weißen Zähne erhalten, der Mangel an Fleisch jedoch, der auch seine inneren Theile befallen, hatte sie unnatürlich verlängert

und wenn er lachte, was nur geschah, wenn ein cynischer Witz eines gleichgesinnten Kameraden seine Nerven kitzelte, blitzten sie dem Beschauer mit raubthierartiger Schärfe entgegen, was seinem Gesicht stets einen Ausdruck verlieh, der seinen Untergebenen Furcht einflößte und selbst für seine näheren Freunde wenig Angenehmes bot.

Das war Alles, was von dem einst alle Welt bezaubernden Baron von Strachnitz übrig geblieben war und dahin hatte ihn allein sein zügelloses Leben, sein gränzenloser Leichtsinn und die Nachgiebigkeit gebracht, mit der er allen seinen zahllosen Leidenschaften die Zügel schießen ließ.

Fügen wir nun noch hinzu, daß dieser ganzen Erscheinung der Stempel eines überaristokratischen Hochmuths und persönlicher Selbstüberhebung aufgedrückt war, der sich selbst, wenn er ruhig saß, sprach oder aß und trank, nicht verlor, so glauben wir den alten Baron von Strachnitz genügend geschildert zu haben, um ein volles Bild seines gegenwärtigen Zustandes zu liefern und daraus erkennen zu lassen, ein wie großer Unterschied zwischen ihm und seiner sanften, feingebildeten Gemahlin und seinem edlen, gewissenhaften Sohne obwaltete.

Die ewige Langeweile, die der Baron empfand, wenn er sich in seinem Schlosse aufhielt, und die nur zeitweise durch den Genuß eines feinen Mahles unterbrochen wurde, drohte jetzt, nachdem er gespeist, wieder über ihn hereinzubrechen, als sie durch einen in verwitterter Livree erscheinenden Lakaien, der ausschließlich mit seiner Bedienung betraut war, unterbrochen wurde, und der eben, leise wie ein Gespenst dahergleitend, über die Schwelle trat und auf einem versilberten Teller — denn dergleichen vornehme Gewohnheiten wurden nach wie vor in des Barons nächstem Umkreise beibehalten — einen Brief hereinbrachte und ihn, stumm wie immer, dem sich mit zitternder Hand die Zähne stochernden Gebieter hinhielt.

Der Baron schielte mit mißtrauischer Miene nach dem Brief und sein Gesicht nahm allmälig einen ahnungsvollen galligen Ausdruck dabei an. „Schon wieder einer?" rief er, die Zeitung rasch weglegend, mit einer scharfen, unnatürlich näselnden Stimme. „Weiß es der Teufel! Es wird wieder ein so verfluchter Mahnbrief sein — oder nein, danach sieht er mir doch nicht aus — das feine Papier hat etwas Nobles an sich — ah! vielleicht eine Einladung zu einem niedlichen Jeu in der Nachbarschaft! Pfui, Beides ist nicht mehr nach meinem Geschmack, denn ich mag

das Ding drehen, wie ich will, ich verliere immer dabei.“

Eben wollte er die zitternde Hand nach dem Brief ausstrecken, als er scharf aufhorchend in die Höhe fuhr und den ihm dargereichten Teller hastig bei Seite schob. Er hatte eben einen Wagen ziemlich langsam auf den hart gepflasterten Hof fahren hören und das war ihm ein Kennzeichen, daß derselbe nicht den Besuch irgend eines seiner Freunde verkündete, die stets im raschesten Lauf der Pferde auf die Rampe gefahren kamen.

Eine Weile horchte der Baron mit der gespannten Miene eines alten, auf der Lauer liegenden Fuchses nach dem gemächlichen Räderrollen hin, dann sagte er wieder:

„Wer mag das sein?“ Und ohne den Diener zu beachten oder den Beobachtungen desselben mißtrauend, denn mißtrauisch war der alte Herr schon lange gegen Jedermann und nach jeder Richtung hin, erhob er sich etwas mühselig und trat vorsichtig an's Fenster, um, halb hinter den Vorhängen verborgen, selbst nach dem Wagen auszuschauen und aus seinem Aeußern auf den ihn so früh störenden Besuch zu schließen.

Aber da verrieth sich ihm dieser selbst sehr bald, denn in der zurückgeschlagenen Chaise, offenbar einer

kleinstädtischen Lohnkutsche, saß ohne alle Verhüllung ein einzelner alter Mann mit weißem Haar und einem Bart, der ihm bis tief auf die Brust herabwallte, und ein einziger Blick darauf sowie auf das faltige markirte Gesicht reichte vollkommen hin, die Nationalität desselben erkennen zu lassen.

Der Baron hatte auch nur einen kurzen Blick auf ihn geworfen, so rief er laut: „Ah, ha, ein Jude! So wahr ich lebe! Aber ich kenne ihn nicht. Sollte das etwa einer meiner zahllosen Gläubiger sein? Nein, die kenne ich alle auf zweihundert Schritt oder wie die Katze die Maus im Dunkeln. Ah, ich hab's und so wird es sein! Er wird in Detmold von meiner Absicht gehört haben, Strachnitz zu verkaufen, und nun kommt er, einen ersprießlichen Handel mit mir zu versuchen. Nun, das wäre so übel nicht, wir wollen sehen. — Stranz!" rief er dem auf den Fußspitzen hinter ihm stehenden und mit langem Halse auch nach dem Fremden spähenden Diener zu, „geh hinaus und sieh, wer es ist und was er will, er steigt eben aus."

Stranz setzte den Teller mit dem unangerührten Brief auf einen Tisch und verließ das Zimmer; der Baron dagegen rieb sich vergnügt die Hände und glitt wieder nach seinem Sessel hin, auf dem er sich bequem

zurechtsetzte und in nachlässig vornehmer Lage die Rückkehr des Dieners oder auch den ihm folgenden Besuch erwartete.

Nach wenigen Minuten trat Stranz wieder ein und meldete, daß der fremde Herr Moses Joël heiße, aus Paderborn sei und den Herrn Baron in einer höchst wichtigen persönlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Was!“ rief der Baron, mit sichtbarer Freude in die Höhe fahrend, „Moses Joël aus Paderborn, sagst Du, der reiche Bankier? O, das ist ein Mann, für den man immer zu Hause ist und dessen Freundschaft ich mir in meiner Lage um keinen Preis verscherzen möchte. Den will ich empfangen, ja, laß ihn herein, aber sage ihm, ich hätte nicht viel Zeit, da ich — Patient sei.“

Der Diener nickte vertraulich und verließ mit einem heimlichen Lächeln auf dem faltigen Gesicht das Zimmer. Der Baron aber, seine Zeitung wieder ergreifend und die Miene annehmend, als ob er eifrig darin lese, konnte doch nicht unterlassen, mit etwas stierem Auge nach der Thür zu schielen, durch die der Mann eintreten sollte, der in der ganzen Nachbarschaft, namentlich unter vornehmen Personen, als

der reichste und solideste Geldmann der Umgegend bekannt war.

Er sollte auch nicht lange auf sein Erscheinen warten, denn schon nach wenigen Minuten stieß Stranz die Thür auf und herein schritt, seine hohe Gestalt eher stolz als demüthig aufrecht tragend, das biedere Gesicht mit dem festen tiefdringenden Blick, aus dem bei alledem eine wohlwollende Treuherzigkeit sprach, in ernste Falten gelegt, Moses Joël. Aber auf seinem ganzen Wesen, in seinen Bewegungen und auf seiner Stirn, von der er das Käppchen abgenommen, das er in der Hand trug und erst nach der ersten Begrüßung wieder aufsetzte, lag eine wunderbare Ruhe, die dem Baron am meisten imponirte und fast beängstigend auf ihn wirkte, denn er, der in seiner Art auch ein Menschenkenner war, gewahrte auf der Stelle, daß dieser Mann kein gewöhnlicher Jude sei und mit einer Sicherheit und Würde auf ihn zukam, als wäre er der Sache, die er hier vertreten wollte, vollkommen gewiß und als gäbe es bei ihm kein Ausweichen von der Richtschnur, die er sich bei seinem heutigen Vorhaben vorgezeichnet hatte.

„Helf Gott!“ sagte laut und mit klarer Stimme Moses Joël, sobald er des in seinem Sessel unbeweglich liegenden Herrn ansichtig geworden war, und

verbeugte sich dabei, wiewohl bei Weitem nicht so tief und ehrerbietig, wie der Baron es von einem ihm gegenüberstehenden Juden sonst wohl gewohnt sein mochte.

„Ihnen desgleichen!“ erwiderte der Baron, mit zunehmender Verwunderung auf den so stolz und sicher daherschreitenden Mann blickend, dessen Miene er zu ergründen und darauf zu lesen suchte, was er ihm wohl sogleich vorzutragen haben werde. „Was steht Ihnen zu Diensten?“

„Ich störe Sie doch nicht?“ fragte Moses Joël bescheiden. „Das sollte mir leid thun, zumal Sie, wie ich höre, etwas leidend sein sollen, Herr Baron. Aber ich sehe ja,“ fuhr er, mit dem Finger nach dem mit Speiseresten besetzten Tisch weisend, fort, „daß es Ihnen noch so eben gut geschmeckt hat, und da wird Ihre Krankheit hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben. Doch — Sie erlauben wohl, daß ich mich setze. Ich bin ein alter Mann und stehe nicht gern. —“ Dabei zog er zur Verwunderung des Barons einen Stuhl dicht an dessen Sessel heran und ließ sich darauf nieder, so daß er, höchstens drei Schritte von ihm entfernt, unmittelbar Auge in Auge vor ihm saß.

Der Baron blieb stumm, denn an eine solche Dreistigkeit war er nicht gewöhnt und sie frappirte

ihn, fast noch mehr aber die Sprechweise des ihm persönlich fremden Mannes, die bei aller Ungenirtheit die eines fein gebildeten Menschen war, der ohne den geringsten jüdischen Accent und ohne die den israelitischen Handelsleuten eigenthümliche Satzconstruction seine Meinung äußerte.

„Ja, ich muß mich setzen,“ fuhr Joël fort, da der Baron immer noch schwieg, „denn wenn ich in Geschäften bin, die eine längere Unterhaltung erfordern, wird mir das Stehen beschwerlich und es spricht sich auch behaglicher, wenn man es sich etwas bequem gemacht hat.“

Nun erst nickte der Baron beistimmend, als ob er gegen das Sitzen des Juden nichts einzuwenden habe, und dann fragte er etwas zaghaft, da die zunehmende und immer auffälligere Sicherheit des Benehmens, die Moses Joël an den Tag legte, von Secunde zu Secunde eine größere Wirkung auf ihn ausübte: „So, also Geschäfte führen Sie zu mir? Nun, so reden Sie; Sie haben mich neugierig gemacht, was für Geschäfte es sind, die ich mit Ihnen abzumachen haben könnte.“

Moses Joël's gutmüthiges Gesicht verzog sich unwillkürlich zu einem stillen Lächeln. „Darf ich frei von der Leber wegsprechen?“ fragte er noch, da er

wohl bemerkte, wie der Baron allmälig zurückhaltender wurde und die vornehm zur Schau getragene Zuversicht desselben um so mehr abnahm, je bemerklicher die seinige hervortrat.

„Sprechen Sie, was und wie Sie wollen," erwiderte der Baron, „meinetwegen frisch von der Leber weg, wenn auch etwas Galle dabei ist. Ich höre, aber machen Sie es möglichst kurz, ich habe nicht viel Zeit."

„Das wird sich finden," sagte Joël mit seinem bestimmten Ton. „Ein Geschäft, wie das unsrige, darf nicht über das Knie gebrochen werden, denn es ist wichtig und Sie werden das einsehen, Herr Baron, wenn ich gesprochen habe, und mir dann vielleicht mehr Zeit vergönnen, als Sie in diesem Augenblick für mich zu haben glauben. Doch zur Sache. —" Und nun begann er erst recht mit einer Ruhe zu sprechen, die immer deutlicher auch auf seiner gewaltigen Stirn hervortrat, und seine Blicke mit einer so durchbohrenden Festigkeit auf den vor ihm sitzenden Mann zu richten, daß dieser, der sonst nicht so leicht in Verlegenheit gerieth, in der That von Augenblick zu Augenblick betretener und zweifelhafter wurde. „Mit einem Wort," fuhr er fort, „ich habe gehört, daß Sie Ihr Gut, das, auf dem wir jetzt eben sitzen, nebst Schloß und

Park und allem Zubehör, lebendem und todtem Inventar, so wie allen darauf haftenden Gerechtsamen zu verkaufen beabsichtigen."

„Ah," rief der Baron, der nun endlich zu wissen glaubte, woran er war, „ist es das? Von Wem haben Sie das gehört?"

„Das ist gleichgültig, Herr Baron, und thut nichts zur Sache. Genug, ich habe es gehört und es ist mir aus sicherer Hand zugekommen."

„So," sagte der Baron gedehnt, „also aus sicherer Hand! Das wäre! Aber ich will es glauben. — Weiter!"

„Nun, wenn es wahr ist, woran ich nicht zweifle, da Sie das Gut ja doch nicht lange mehr halten können," fuhr Joël mit einem seiner tiefdringenden Blicke fort, der den Baron leise zusammenschauern machte, „so will — so will ich es kaufen, wenn ich Ihre und Sie meine Bedingungen für annehmbar halten."

Des Barons Augen öffneten sich weit und er sah den Juden mit einem vornehm stechenden und beinahe ironischen Blick an. „Wollen Sie es für sich kaufen?" fragte er mit fast beleidigendem und halb verächtlichem Ton. „Dann muß ich Ihnen gleich von vornherein sagen, daß das nicht geht. Mein Gut — das, wo-

rauf wir eben sitzen, wie Sie vorher sagten — ist ein altadliges freiherrliches Gut und darf also nur in die Hände eines Edelmanns, nicht einmal eines jeden Edelmanns übergehen, wenn ich es von mir gebe. So ist es in meiner Familie seit einem Jahrhundert üblich gewesen und davon werde ich nun und nimmermehr abweichen. Am allerwenigsten aber, mein Herr Bankier, würde ich es — an einen Juden verschachern, selbst wenn er so reich ist wie Sie, denn das wäre eine Schmach für unsern ganzen erbangesessenen Adel."

„So," erwiderte Joël ruhig, nun ebenfalls ironisch lächelnd, da er als ein allem dummen Adelsstolz abgeneigter Mann seine durch den obigen Ausfall des vornehmen Herrn hervorgerufene Empfindung nicht ganz unterdrücken konnte, „nun, dann will ich Ihnen sagen, daß ich es nicht für mich, sondern in der That für einen adligen Herrn, einen altadlichen und dabei — noblen Herrn kaufen will."

„Für Wen?" fuhr der Baron barsch auf und doch schon mit lüsternem Auge auf den gleich ruhig bleibenden Mann blickend. „Das muß ich zuerst wissen."

Moses Joël schüttelte energisch den Kopf. „Nein," sagte er mit einschneidender Bestimmtheit, „das brauchen Sie für jetzt noch nicht zu wissen. Erst muß

ich hören, was für einen Preis Sie verlangen, und wenn der mir, der ich im Auftrage des Käufers hiehergekommen bin und dessen ganzes Vertrauen ich besitze, gefällt, so werde ich Ihnen auch den Namen desselben nennen, eher aber nicht."

Der Baron sah, daß er hier in den Händen eines umsichtigen und geistesklaren, wie zugleich geschäftskundigeu und eisenfesten Mannes war, und sagte sich, daß es nicht klug wäre, einen solchen Mann durch eine zu rauh herausgekehrte Außenseite von seinem immerhin für ihn bedeutungsvollen Vorhaben abzuschrecken. Als er dies überlegte und dabei sinnend vor sich niederblickte, gewann er die Ueberzeugung, daß die vorläufige Angabe des Preises ihm nichts schaden könne nnd ihn zu nichts verbindlich mache, aber er dachte dabei weniger über den Preis selbst nach, denn das brauchte er nicht, da er denselben längst im Kopfe hatte, vielmehr sann er nur hin und her, wer dieser ihm noch unbekannte Käufer wohl sein möge. Indessen machte ihn das gleichmäßig ruhige Verhalten des Juden doch etwas stutzig und er beschloß, sich in diesem seltsamen Fall so vorsichtig wie möglich zu benehmen, und so sagte er mit etwas finsterem Blick und langsam, wie noch immer in Ueberlegung begriffen sprechend:

„O, so rasch geht das doch nicht. Sie müssen

sich das Gut ja erst ansehen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß der von mir geforderte Preis kein übertriebener ist."

„Das ist in diesem Fall nicht nöthig," versetzte Joël ruhig. „Der Herr, der es kaufen — durch mich kaufen will, kennt es bereits und hat es sich schon oft genug genau angesehen."

„Oho! Dann wäre es also ein Bekannter?" lachte der Baron auf. „Na, dann möchte ich beinahe errathen haben, wer es ist, und dann bin ich zufrieden. Der, den ich meine, Herr Bankier, ist ein ganz annehmbarer Käufer für mich und dem überlasse ich es gern, meinerseits ohne alle Bedingungen, wenn Sie Vollmacht von ihm haben, den Kauf mit mir abzuschließen."

„Diese Vollmacht habe ich, ja, und daß es so ist, kann ich Ihnen — mit klingender Münze beweisen."

Der Baron spitzte die Ohren und seine Katzenaugen ließen ein glühendes Flimmern blicken, als ob er die klingende Münze schon vor sich leuchten sähe. So wiederholte er auch: „Mit klingender Münze? So, das ist gut, dann fordere ich auch nur einen mäßigen Preis. Also kurz und gut — zweihunderttausend Thaler."

Moses Joël senkte etwas den Kopf und sann einen

Augenblick nach, während der Baron ihn mit gespannten Blicken betrachtete, als ob er erkunden wolle, ob ein Ja! oder Nein! sogleich über die Lippen des alten Mannes fließen würde. Und die Schaale schien sich zu seinen Gunsten zu neigen, denn plötzlich erhob Joël mit beistimmender Miene den Kopf und sagte mit seiner alten Ruhe:

„Angenommen, Herr Baron! Der Herr, den ich hier vertrete, handelt mit Ihnen nicht, da er weiß, daß Ihr Gut diese zweihunderttausend Thaler werth ist. Wenn Sie also wollen, so kaufe ich es für diesen Preis, aber —" und hier schwoll seine Stimme zu einem sonoren Klange an, sein rechter Zeigefinger streckte sich beinahe drohend in die Höhe und seine großen schwarzen Augen öffneten sich weit, als ob sie bis in die Seele des vor ihm Sitzenden dringen wollten, der mit allen Sinnen lauschte, was nun kommen würde — „aber nur unter einer Bedingung," fuhr er fort, „und wenn diese Bedingung nicht erfüllt wird, stürzt der ganze Handel gleich im Anfang in sich selbst zusammen."

Der Baron athmete schwer, seine Brust hob sich hoch auf und endlich brachte er mit keuchender Stimme die Worte hervor: „Unter welcher Bedingung?"

„Unter der," sagte Moses Joël mit einer wunder-

baren Kaltblütigkeit, die den Baron wieder unwillkürlich zusammenschauern machte, „daß das Geld, womit die Anzahlung geschieht, deren Höhe Sie selbst bestimmen mögen, da sie dem Käufer gleichgültig ist — nicht Ihnen, sondern — Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Sohne gemeinschaftlich überantwortet wird und daß Sie — verstehen Sie wohl — sich verpflichten, eidlich verpflichten, keinen Groschen von diesem Gelde — für sich zu beanspruchen, damit Ihre Frau Gemahlin und Ihr Sohn von den Zinsen des Capitals allmälig die Schulden abtragen können, die auf dem Gute lasten und die — Sie so unverantwortlich leichtsinnig darauf gehäuft haben.“

Der Baron war, schon während diese für ihn so furchtbaren, obwohl gewiß verdienten Worte gesprochen wurden, wie von einem inneren Grauen geschüttelt, wiederholt zusammengebebt, als Joël aber, ohne Erbarmen mit ihm zu haben, seine Bedingung unverhüllt vorgebracht, zitterte er vor kaum zurückgehaltener Wuth, die Zornesader auf seiner Stirn schwoll sichtbar an und er rief, indem er mit beiden Händen gegen den also Sprechenden gestikulirte, als wolle er die Anklage und den Eingriff desselben in seine Rechte weit von sich weisen:

„Mensch! Sind Sie des Teufels? Wie kommen

Sie auf einen solchen seltsamen Gedanken? Fast glaube ich, daß Sie verrückt sind oder es noch werden. Wollen Sie mich etwa, so lange ich noch bei gesundem Verstande bin, schon unter Curatel meiner schwachsinnigen Frau und meines — meines Herrn Sohnes stellen, der seine Nase eben erst in meine Angelegenheiten gesteckt hat und hier schon das große Wort führen will, indem er vergessen zu haben scheint, daß ich noch alleiniger gebietender Herr auf Strachnitz bin?"

Moses Joël hörte diese Worte, die mit einer kreischenden Stimme mehr geschrieen als gesprochen wurden, geduldig an, dann sagte er mit einer Milde, die er bisher noch nicht gezeigt und die wunderbar von der Heftigkeit seines Gegners abstach:

„Wie ich auf einen solchen Gedanken komme, fragen Sie? Ganz natürlich, Herr Baron. Ihr ganzes bisheriges Leben, alle Ihre Verhältnisse und die feste Voraussicht haben sie mir eingegeben, daß nur auf die Weise, wie ich sie eben angedeutet, die durch den Kauf erlangte Summe am besten angewandt wird, da Sie dadurch allein vor dem unausbleiblichen Ruin bewahrt bleiben, der Ihnen in nächster Zeit droht."

Der Baron verlor die Geduld, dem ihm nach seiner Meinung so unverschämt entgegentretenden Käufer

oder vielmehr dessen Stellvertreter, wenn er auch ein noch so reicher Mann, zuzuhören, und indem sein Mund sich vor starrem Staunen weit öffnete, zeigten sich bereits seine Raubthierzähne, als ob er ihn damit anpacken und zerfleischen wolle. „Halten Sie ein, Herr Bankier oder was Sie sonst sind, wenn nicht gar der Teufel selber," schrie er knirschend vor Wuth auf, „unter dieser oder einer ähnlichen Bedingung verkaufe ich mein Gut nie. Es ist mein Gut und an mich allein muß das Geld gezahlt werden, mag ich es verwenden, wie ich will."

Moses Joël lehnte sich ruhig in seinen Stuhl zurück, von dem er sich vorher etwas vorgebeugt, lächelte zuversichtlich und sagte mit der gelassensten Miene:

„Gut, so verzichte ich auf den Kauf, das heißt der Herr, der es zu kaufen beabsichtigte, verzichtet darauf."

Der Baron sprang entrüstet von seinem Sessel auf und lief wie ein schäumender Eber mehrmals im Zimmer auf und nieder, indem er unartikulirte Töne ausstieß und mit beiden Armen wild in der Luft umherfocht. „Wir sind zu Ende, Herr Bankier," rief er endlich, „ein für alle Mal, verlassen Sie mich!" Und

er deutete mit der rechten Hand auf eine verständliche Weise nach der Thür.

Aber Moses Joël blieb ruhig sitzen, als hätte er diese Worte gar nicht gehört und die sie begleitende Geberde nicht gesehen. Vielmehr lächelte er eine Weile still vor sich hin und sagte dann:

„Helf Gott! Sind Sie ein hitziger Mann und ich habe gedacht, ein Mensch in Ihrer verzweifelten Lage würde Gott danken, wenn ihm ein solches Rettungsmittel unter einer so guten Bedingung geboten würde, denn was kann einem Gatten und Vater mehr am Herzen liegen, als das Wohl seiner Frau und seines Kindes? Doch ich sehe, Sie sind darin anderer Meinung als ich, und da ich zu Ihrem Besten hierhergekommen bin, so sage ich Ihnen auch: Nein, ich verlasse Sie noch nicht, denn da das erste Geschäft zwischen uns zu Ende ist und keinen Erfolg gehabt, komme ich zu einem zweiten und das, hoffe ich, werden Sie nicht zu demselben Ende bringen.“

Der Baron blieb mitten in seinem Laufschritt stehen und sah den also Redenden mit einer Verwunderung ohne Gleichen an. „Was,“ rief er, „Sie haben noch ein Geschäft? Nun, beim Teufel, wenn es eben so überschaulich, so satanisch vortheilhaft ist, wie das erste, so können wir es kurz abmachen.

Sprechen Sie also — was ist das für ein Geschäft?"

Moses Joël sah den grollenden Mann mit einer Miene an, die eben so viel Mitleid wie Verachtung auszudrücken schien, dann sagte er gelassen: „Wenn Sie mir Ihr Gut also nicht verkaufen wollen, so entschließen Sie sich vielleicht, es mir wenigstens zu verpachten. Ich habe vernommen, daß Ihr Inspector bereits darauf sein Auge gerichtet hat, aber von dem möchte ich Ihnen ernstlich abrathen. Dieser Ihr Inspector ist kein nobler Mann, Herr Baron, und Sie sind bei ihm wahrhaftig an den Unrechten gekommen. Er hat Sie bisher — das weiß alle Welt — unerhört betrogen und ich habe die vollgültigsten Beweise davon in der Hand. Er würde Sie auch ferner betrügen, Grund und Boden Ihres Gutes gänzlich ruiniren und nach wenigen Jahren würde es keine fünfzigtausend Thaler mehr werth sein. Ist Ihnen das klar?"

Der Baron nagte mit seinen gewaltigen Zähnen an der Unterlippe und diese einzige seiner Gewohnheiten konnte an seinen Sohn erinnern, der sie vielleicht von seinem Vater geerbt hatte und sie auch unwissentlich an den Tag legte, wenn er sich in einer argen Verlegenheit befand. Aber sie bewies hier im

Augenblick, daß sich ein ernstes Nachdenken in dem störrischen Mann zu regen begann, und so sagte er auch nach einiger Zeit, indem er sich wieder in den Sessel sinken ließ, in viel ruhigerer Weise als vorher:

„Das kann sein, aber man wird überall und von Jedem betrogen, mit dem man heutzutage einen Handel eingeht. Die Welt ist einmal aus allen Fugen und wenn man ein Wolf darin ist, muß man mit den anderen Wölfen heulen. Doch gut. Für's Erste hat mein Inspector, mag er nobel sein oder nicht, sich zu der Pachtung, die ich allerdings in erster Linie beabsichtige, allein gemeldet, aber ich habe sein Angebot vor der Hand weder angenommen, noch ein für alle Mal abgewiesen. Dergleichen will reiflich bedacht sein und mein Sohn hat mich auf diese Bedachtnahme gebracht. Das ist wahr."

„Darin hat Ihr Sohn auch Recht gethan," erwiderte Moses Joël. „Gewiß will es bedacht sein. Wieviel Pachtgeld haben Sie von dem Inspector gefordert!"

„Achttausend Thaler!" sprudelte der Baron heraus, „und er hat als sein höchstes Gebot fünftausend festgesetzt."

Moses Joël schüttelte bedenklich den Kopf. „Das Eine ist zu viel, das Andere zu wenig," sagte er. „Ich" — und hier erhob er sich stolz und energisch in

seinem Sitz — „überbiete sein höchstes Gebot — ich biete Ihnen sechstausend Thaler jährliche Pacht."

Der Baron riß seine Augen wieder weit auf und starrte den Bankier, der ihm vorher mit seiner Ruhe imponirt und nun auch mit seinem Gelde über den Kopf zu wachsen begann, mit dem größten Erstaunen an. „Wollen Sie, ein Jude, diese Pachtung übernehmen und mir die sechstausend Thaler zahlen?" fragte er mit nicht zu verkennender Verachtung in Miene und Blick.

„Nein, Herr Baron, ich will die Pachtung nicht für mich, ich brauche sie nicht, sondern ich will sie für einen jungen Herrn, der zahlungsfähig ist und sich sogar anheischig macht, Ihnen — den ganzen Pachtzins für das erste Jahr baar vorauszubezahlen, wovon Sie nichts, weder an Ihre Frau Gemahlin, noch an Ihren Sohn abzutreten haben, denn der Pächter, den ich im Auge habe, hat jene Ihnen so widerwillige Bedingung, wie sie der Käufer verlangte, nicht gestellt."

„Das ist auch sein Glück," versetzte der Baron, zornig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, „denn wenn er, dieser Käufer, hier wäre, in diesem Zimmer, dann würde ich ihn so — mit solchem Fußtritt dort zur Thür hinausjagen. — Aber Ihr Pächter ist an-

ständiger," fuhr er etwas gemäßigter fort, „mit dem läßt sich reden. — Ist er ein Adliger?"

Joël besann sich einen Augenblick. „Ja," sagte er, „das ist er und einen besseren und zahlungsfähigeren zu finden, sollte Ihnen schwer werden."

„Oho! Und haben Sie etwa auch hier noch gewisse Bedingungen im Sack, wie bei Jenem?"

„Nein — keine einzige Bedingung. Er zahlt für das erste Jahr den Pachtzins voraus und später in halbjährigen Raten, deren Termine Sie selbst bestimmen können."

Des Barons Augen funkelten vor Habgier und seine rechte stark zitternde Hand klammerte sich fest um den Knebelbart. „Dann läßt sich Ihr Angebot hören," versetzte er. „Doch nun, wer ist der Pächter? Das muß ich zuerst wissen."

„Nein, das erfahren Sie jetzt noch nicht; erst in dem Augenblick werde ich ihn Ihnen nennen, wenn der Contrakt, den wir sogleich auf einem Stempelbogen ausfertigen können, unterschrieben und auf diese Weise gültig gemacht ist, bis wir ihn gerichtlich bestätigen lassen."

Der Baron besann sich. „Das genügt mir nicht," sagte er nach einer Weile stolz. „Ein unbekannter Pächter kann mich so gut und vielleicht noch leichter

betrügen, als ein mir bekannter, selbst wenn er einen so vollen Geldbeutel hat, wie der Ihrige zu haben scheint. Soll ich mir die Hände binden und meine Augen verschließen lassen, so lange ich noch Herr meiner selbst bin und mein Selbstbestimmungsrecht nicht von mir gethan habe? Nein, da haben Sie sich in mir verrechnet, das thue ich nicht."

„Sie werden es doch thun," sagte Joël mit großer Bestimmtheit und einer fast eiskalten Ruhe, indem er von seinem Stuhle aufstand und den Baron mit blitzenden Augen vom Kopf bis zu den Füßen maß. „Ich kann Sie dazu zwingen."

„Sie — mich?" brach der Baron mit Donnerstimme los und beide zitternden Hände fuhren abwechselnd nach dem Knebelbart, um daran einen festeren Halt zu gewinnen. „Sie — der Jude Joël aus Paderborn — mich, den Baron Strachnitz auf Strachnitz?"

„Ja, das kann ich und Sie werden auf der Stelle den Beweis davon erhalten. Denn Sie, Herr Baron von Strachnitz auf Strachnitz, geben Sie wohl Acht — sehen in diesem Augenblick in dem Ihnen so verächtlichen Juden Moses Joël aus Paderborn — fast den einzigen Gläubiger vor sich, den Sie haben. Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Besitz fast aller

Ihrer Hypotheken und noch vieler anderer Schuldverschreibungen gelangt. Von ersteren sind die zwei größten jederzeit kündbar. Und nun, Herr Baron, wenn Sie nicht wollen, wie ich, so kündige ich sie hiermit. Sie aber können nicht zahlen, Ihnen borgt Niemand mehr, das weiß ich nur zu gewiß, und so trage ich augenblicklich auf Subhastation Ihres Gutes an und — kaufe es für mich zu einem spottbilligen Preise, von dem Sie für Ihre Person nicht den geringsten Vortheil haben. Ja, so steht es, Sie sind unter diesen Umständen ganz in meiner Gewalt und also um Ihr Gut, um Ihren Käufer, um ihren Pächter gebracht, und Ihr Nachfolger im Strachnitz'schen Besitz wird dann vielleicht doch — ein Jude, trotz Ihres hundertjährigen Familienbrauchs."

Der Baron fiel wie in Ohnmacht in seinen Sessel zurück und bedeckte sich sein aschenbleich gewordenes Gesicht mit beiden Händen, die, wahrscheinlich in Folge seiner Nervenaufregung, plötzlich zu zittern aufhörten, jedoch nicht lange, denn sobald er sie von seinem Gesicht fortnahm, als versagten ihm die Arme den Dienst, flogen sie förmlich wie in der Irre umher, bis sie endlich die Lehnen seines Sessels erfaßten und daran eine feste Stütze fanden.

Moses Joël, noch immer aufrecht vor ihm stehend,

beobachtete ihn eine Weile mit seinen von Geistesklarheit leuchtenden Augen und ließ ihm Zeit, sich von seinem ersten Schreck ein wenig zu erholen. Das geschah auch endlich und als er nun seine mattblickenden Augen auf das energische Gesicht seines Ueberwinders richtete, stammelte er mit gebrochenen Lauten:

„Halten Sie ein! Daß es so stand, wußte ich nicht. Ja, haben Sie Erbarmen mit mir und bringen Sie mich nicht in Verzweiflung, wenn ich Sie auch vorher gekränkt. Schonen Sie, ich bitte Sie, meinen Namen, meine Familie —“

Moses Joël nickte, fast freundlich, und der Baron las schon in seinen Augen, die so treu und bieder blicken konnten, das Erbarmen, um welches er eben gefleht. „Ja,“ sagte er mit mildestem Ton, „Ihre Familie und Ihren Namen — die schone ich und habe sie hier allein im Auge, aber ich gehe von meinem Vorsatz nicht ab, Ihnen nicht eher meinen Pächter zu nennen, als bis Sie den Contrakt unterschrieben haben. Wie ist es also damit? Nehmen Sie mein Gebot auf Lebenszeit — auf Ihre Lebenszeit an? Denn Ihrem Sohne muß, wenn Sie die Augen schließen, wie alle Menschen es einmal müssen, freie Hand bleiben, sein ihm gebührendes Hab und Gut muß ihm ungeschmälert zufallen und er darf durch — die Fehler, die Sie

begangen, keinen Schaden erleiden, also auch durch keinen länger laufenden Pachtcontrakt mit irgend einem anderen Pächter am Antritt seines Erbes gehindert werden."

Der Baron preßte beide Hände convulsivisch gegen sein Herz, aber er besann sich nicht lange mehr, seine Kräfte waren erschöpft und die Uebergewalt seines Gegners zu groß. „Ja," lallte er, „ich nehme es an. — Sechstausend Thaler sagten Sie?"

„Ja, so sagte ich und Sie können die ersten sechstausend Thaler, wie ich Ihnen schon vorher andeutete, auf der Stelle erhalten, ich habe sie bei mir."

Bei diesen Worten athmete der Baron frei, wie aus einer Erstarrung erwachend, auf und sah dem also Sprechenden mit neuer Verwunderung in das allmälig lebhafter gefärbte Gesicht, aber es lag auf seinen eigenen Zügen nicht mehr der Ausdruck der Verachtung und der hochmüthigen Selbstüberschätzung, die sie vorher gezeigt. „Ich bin es zufrieden," sagte er leise und fast demüthig, — „ich will unterschreiben."

Jetzt athmete Joël leicht auf. „Helf Gott!" sagte er lächelnd, „was sind Sie für ein halsstarriger Mann! Man muß erst mit Keulen auf Sie losschlagen, wenn man bei Ihnen seinen Zweck erreichen will. Nun, so stellen wir denn sogleich den Contrakt aus. Ich habe

das nöthige gestempelte Formular mitgebracht. Sie werden Alles schon vorbereitet finden, wie Sie es verlangen können, und brauchen blos Ihren Namen und die Summe einzutragen, für die Sie Ihr Gut — auf Ihre Lebenszeit — verpachten wollen."

Ohne sich nun weiter um den Baron zu bekümmern, rückte er sich einen Stuhl an den offenen Schreibtisch, knöpfte Rock und Weste auf und zog seine große Brieftasche hervor. Nachdem er sie behutsam geöffnet, nahm er zuerst die darin liegende Brille, drückte sie sich auf die Nase und breitete dann einen vollständig ausgefertigten Pachtcontrakt auf dem Tische aus.

„Hier," sagte er, „lesen Sie, Herr Baron."

Der Baron nahm den Bogen in die Hände, die wieder heftig zitterten, und hielt ihn sich vor die Augen. Ob er Alles las und verstand, wer weiß es? Nach längerer Zeit aber legte er ihn wieder vor den sitzen gebliebenen Bankier hin und sagte: „Tragen Sie selbst die besprochene Summe ein, mir zittern die Hände zu sehr; meinen Namen will ich nachher darunter setzen, wenn ich mich etwas beruhigt habe."

Moses Joël war sogleich dazu bereit und trug in Zahlen und Buchstaben den Pachtzins in den dazu freigelassenen Raum ein, dann gab er dem Baron die Feder in die Hand und dieser setzte sich an die Stelle

Joël's, der aufgestanden war, ließ die Hand aber, ehe er schrieb, noch auf der Platte ruhen, während er noch einmal und etwas aufmerksamer als vorher das Schriftstück las.

„Ja," sagte er endlich, „das kann ich unterschreiben, es ist Alles in Ordnung. Nur fehlt noch der Name des Pächters. Wer ist es?"

„Unterschreiben Sie erst," sagte Joël mit sanfter und gleichsam überredender Stimme, „dann sollen Sie den Namen erfahren."

„Nein, ich will vorher den Namen wissen und dann — soll es sogleich geschehen."

Joël bedachte sich kurz, dann sagte er mit einer wunderbar triumphirenden und doch unendlich milden Miene: „Gut, auch das will ich zugestehen. Ich will Ihnen den Namen vorher nennen, wenn — wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, ihn Niemandem — ich sage Niemandem — zu nennen und sogar mit ihm selbst nicht darüber zu reden, wenn er vor Ihre Augen tritt."

„Das ist sonderbar," sagte der Baron, „aber, wenn es nicht anders ist, so gebe ich mein Ehrenwort. Da haben Sie es mit einem Handschlag." Und er hielt seine offene Hand, die wieder zitternd hin und her flog, mit zwinkernden Augen hin, in denen noch

ein Rest von seinem alten Hochmuth schimmerte, da er so eben die Hand — eines Juden berühren sollte.

Moses Joël faßte sie mit seiner feinen warmen Hand kräftig und hielt sie einige Secunden fest. „Auf das Wort eines ehrlichen Mannes — Sie halten die eben ausgesprochene Bedingung?“ fragte er.

„Ja,“ lispelte der Baron, „ich halte sie.“

„Und auch im Namen Gottes?“

„Ja!“ lautete es noch leiser von den bleichen Lippen des stolzen Mannes.

„Gut, nun bin ich zufrieden. So werde ich denn selbst den Namen des neuen Pächters von Strachnitz in den Contrakt eintragen und ihn, während ich schreibe, laut aussprechen, damit Sie ihn so rasch wie möglich kennen lernen.“ Und er nahm wieder vor dem Schreibtisch Platz, ergriff die Feder und dictirte sich selbst langsam die Sylben des Namens, jede einzelne scharf und klar betonend: „Ba — ron — Ar — min — von — Strach — nitz!“

Er hatte aber noch nicht ausgesprochen, da war der Baron zum zweiten Mal in seinen Sessel zurückgesunken, diesmal jedoch sprach er kein Wort. Er sah nur den Juden mit irren und fragenden Blicken an und folgte gleichsam unwillkürlich jeder seiner Bewegungen. Als derselbe aber den Namen ausgeschrie-

ben, sich umdrehte und ihm die Feder zur Unterschrift reichte, erhob er sich mechanisch, setzte sich an Joël's Stelle nieder und schrieb ruhig und deutlich genug seinen Namen darunter.

Als er sich darauf wieder nach dem seltsamen Manne umkehrte, sah er, wie derselbe seine Brieftasche geöffnet hatte und große Papierscheine einen nach dem andern ruhig auf den Teppich eines Tisches legte. Dieser Anblick gab dem Baron seinen ganzen Muth und seine Lebenskraft wieder. Wie ein Habicht, vornüber gebeugt, mit starr glotzenden Augen, stand er da und zählte die Scheine, und seine zuckenden Finger streckten sich schon gierig danach aus, als könnte er die Zeit nicht erwarten, wo er sie halten und unbestritten sein Eigen nennen würde, da er gerade jetzt ein so großes Bedürfniß nach Geld hatte. Als Moses Joël aber damit fertig war, zog er ein anderes Papier aus der Tasche und sagte:

„Hier ist die von mir bereits ausgefertigte Quittung über diese sechstausend Thaler, die den Pachtbetrag für das ganze erste Jahr ausmachen. Unterzeichnen Sie sie und dann — nehmen Sie Ihr Geld. Ich wußte wohl, daß Sie mit diesem Ihrem neuen Pächter zufrieden sein würden."

Der Baron nickte und sah dabei aus, als wäre

er in einem Traum befangen. Dann nahm er die Feder und unterschrieb die Quittung. Als er das aber gethan, schien seine Kraft erschöpft; er sank, nachdem er die Scheine rasch zusammengerafft, wieder in den Sessel und seufzte laut auf. „Ist es möglich! Mein eigener Sohn!“ stöhnte er.

„Ja, Ihr eigener Sohn. Er ist jetzt Pächter seines einstigen Erbes, ohne es noch selbst zu wissen, und er wird es erst von einer Seite erfahren, die das Recht dazu hat, es ihm zu sagen. Sie aber werden es ihm bis dahin verschweigen — ich habe Ihr Ehrenwort.“

„Das haben Sie — ja!“ lallte der Baron. „Aber woher hat er das Geld dazu?“

„Das ist nicht Ihre und nicht meine Sache,“ antwortete Joël. „Genug, er hat es, und da Sie ihm die Pachtung so gern und leicht überlassen haben —“ und hier lächelte Moses Joël gemüthlich auf — „so bin ich aus Menschenfreundlichkeit — ich bin eben ein Jude, mein Herr Baron — geneigt, einen Theil Ihrer Schulden — die dringendsten — einstweilen aus eigenen Mitteln zu decken, damit ich Ihr einziger Gläubiger bin — unter der Bedingung jedoch, daß Sie keine neuen machen. Machen Sie welche, und ich höre es gewiß, so verkaufe ich Ihr Hab' und Gut auf

der Stelle, und Sie und Ihre Familie erhalten nichts davon als das, was übrig bleibt, und Sie wissen, das ist nicht viel.“

Der Baron lag wie zerschmettert in seinem Sesse und starrte den vor ihm stehenden Mann mit weitaufgerissenen Augen an, aber er sprach kein Wort mehr, denn diese letzte großmüthige Handlungsweise eines von ihm früher so verachteten Juden hatte ihn tiefer gebeugt und gedemüthigt, als je etwas Anderes zuvor.

Nachdem nun Moses Joël seine Brieftasche sorgsam eingesteckt und die Weste und den Rock darüber zugeknöpft, verneigte er sich vor ihm, nahm dabei sein Käppchen ab und sagte mit freundlichem Ton: „Leben Sie wohl, Herr Baron; jetzt sind wir wirklich fertig und ich darf dreist über Ihre Schwelle treten, ohne erzählen zu müssen, daß Sie mich fortgejagt haben. Halten Sie Ihr Wort — Ihr Sohn darf vor der Hand nichts von seiner Pachtung wissen. Zur rechten Zeit wird er es von Jemandem erfahren, der seine Hand mehr noch als ich hierbei im Spiele gehabt. Ich wünsche Ihnen den besten Appetit zu ihrem heutigen Mahle und habe die Ehre, mich Ihnen bis auf Weiteres zu empfehlen. Helf Gott!“

Er verneigte sich noch einmal und schritt dann langsam zur Thür hinaus, um draußen ohne Aufenthalt in seinen sofort herbeigerufenen Wagen zu steigen und, das Herz voll unnennbarer Freude über das Gelingen des Planes seines wackeren Freundes — nach Blanksruh zurückzukehren.

Kaum aber hatte er das Zimmer des Barons verlassen, so brach dieser, der sich, von so vielen Gemüthsbewegungen überwältigt, so lange mit äußerster Kraftanstrengung aufrecht erhalten, zusammen. Die ganze Scene mit dem reichen Mann aus Paderborn war ihm so unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen und hatte ihn auch mit der Gewalt eines solchen niedergestreckt. Eine Viertelstunde später, als sein Diener Stranz in's Zimmer kam, um nach dem frühen Morgenbesuch den Frühstückstisch abzuräumen, fand dieser ihn, die Augen geschlossen, die Zähne fest aufeinander gebissen und in beiden Händen die zusammengeballten Geldscheine haltend, lang ausgestreckt auf dem Teppich am Boden liegen. Noch eine halbe Stunde später, nachdem man die Baronin und Armin herbeigeholt, lag er im heftigsten Fieber und phantasirte von Millionen, die er in seinen Besitz gebracht, und von einem großmüthigen Gläubiger, der alle seine Schulden bezahlt und ihn vom nahen Verderben ge-

rettet. Von der Verpachtung seines Gutes aber sprach er nichts und so erfuhr auf dem Gute Niemand ein Wort davon.

Als der Arzt, den ein reitender Bote aus Detmold geholt, zwei Stunden später an das Bett des Kranken trat, erklärte er nach kurzem Besinnen, daß hier Etwas eingetreten sei, was er bei dem so unregelmäßig lebenden Herrn längst befürchtet. Er habe allem Anschein nach einen Nervenschlag erlitten, jedoch sei alle Aussicht vorhanden, daß er bei seiner zähen Constitution noch einmal davon genesen werde. Für jetzt sei ihm vor allen Dingen Ruhe nöthig, und die Mittel, die er verordnen würde, solle man ihm recht pünktlich eingeben, sobald der Bote sie aus der Apotheke der nächsten Ortschaft herbeigeholt.

Mit diesem Troste empfahl sich der gute Mann wieder, denn er hatte ja Alles gethan, was ein weiser Arzt thun kann — er hatte seine unmaßgebliche Meinung ausgesprochen, für die ihn Niemand verantwortlich machen konnte, und die Angehörigen des so plötzlich Erkrankten, was konnten sie anders thun, als — ihm glauben? Aus dem Gelde aber, welches man in der Hand des Barons gefunden, glaubte man annehmen zu müssen, daß er ein neues Anlehen mit Moses

Joël abgeschlossen, einstweilen aber nahm es Armin an sich, um es treulich seinem Vater aufzubewahren, ohne die geringste Ahnung zu hegen, daß, nach der Meinung desselben, er selbst es gewesen, der es ihm geboten haben sollte.

Sechstes Capitel.

Ein Tag, welcher seltsame Neuigkeiten bringt.

Es war schon lange zwei Uhr Nachmittags vorüber, als Moses Joël von seiner bedeutungsvollen Morgenunternehmung wieder in Blanksruh anlangte. Sein Wirth hatte ihn schon seit einer Stunde mit der größten Spannung erwartet und aus seinem längeren Ausbleiben auf die Schwierigkeiten in der Unterhandlung geschlossen, die sein Freund ja auch wirklich gefunden hatte. Um in der Unruhe, in der er sich befand, nicht allein mit Esther zu speisen, hatte er das Mittagessen für heute bis zur Rückkehr ihres Vaters hinausgeschoben und demgemäß Frau Mausgrau seine Befehle ertheilt. So lief er denn seit einer Stunde in großer Gemüthsbewegung im Garten auf und nieder, ohne die geringste Neigung zu irgend einem Studium zu fühlen, und Esther, die seinen Zustand wohl bemerkte und richtig beurtheilte, hielt sich von ihm

fern, um ihn nicht in seinem Nachdenken zu stören. Daß er es nicht für gerathen gehalten, sie in das heute vorgehende Geheimniß blicken zu lassen, gewahrte sie wohl, aber es betrübte sie nicht, zumal sie mit ihrem klaren Geistesauge scharf und weit genug sah, um zu erkennen, daß die Zeit schon kommen werde, wo man auch sie in dasselbe einweihen würde.

Allein auch der Garten wurde dem alten Herrn heute bald zu eng und als seine Uhr auf Zwei zeigte, verließ er ihn, ging in den Wald und schlug den Weg ein, den zu nehmen er den Kutscher aus der Stadt heute Morgen angewiesen hatte. Mit weit vor sich her spähenden Augen wandelte er nun langsam dahin, die verschiedensten Gedankenbilder tanzten in seinem erregten Gehirn auf und ab und er mußte seine ganze männliche Fassung zu Hülfe nehmen, um sein laut schlagendes Herz zur Ruhe zu zwingen und sich selbst mit der Voraussetzung eines günstigen Erfolges zu trösten.

Endlich jedoch sollte sein Verlangen, den alten Freund wiederzusehen, befriedigt werden, denn eben war er beinahe bis zur Gränzeiche vorgeschritten und konnte schon in der Ferne die runde Lichtung erkennen, in deren Mitte sie auf ihrem grasigen Hügel wurzelte, da hörte er das Klappern von Rädern, und als ob ein guter Geist ihm plötzlich Ruhe in das Herz geflößt,

stand er hochaufathmend still und schaute dem herankommenden Gefährt mit einer Fassung entgegen, wie er sie diesen ganzen Morgen noch nicht gehabt.

Ja, es war der Wagen, der Moses Joël heute Morgen pünktlich um neun Uhr abgeholt, und dieser selbst saß ganz gemüthlich darin und schaute sich behaglich im grünen Walde um, dessen Reize er nach so schwer vollbrachtem Tagewerke mit um so vollerer Hingebung genoß. So sah er auch den ihm entgegenkommenden Freund nicht eher, als bis dieser dicht an ihn herangetreten war, aber nun rief er ihm ein freudiges: „Helf Gott!“ zu und Doctor Blank erkannte auf der Stelle aus der Miene des alten Herrn, daß er eine gute Botschaft mit heimwärts bringe.

Eine Minute darauf saßen die beiden Freunde neben einander im Wagen und hielten ihre Hände fest umschlossen, ohne im Stande zu sein, anhaltend über das Vorliegende zu reden, woran sie auch schon der ihnen so nahe sitzende Kutscher hinderte. Nur wenige Fragen hatte Doctor Blank vorläufig gethan und darauf von Moses Joël befriedigende Antworten erhalten. „Ist es gelungen, Joël?“ hatte eine derselben gelautet, worauf dieser ihm vertraulich genickt, seine Hand gedrückt und die Antwort gegeben: „Vollkommen, lieber Doctor! Diesmal sind *wir* die Sieger, aber lassen

Sie uns nur zuerst zu Hause sein, da sollen Sie Alles von Anfang bis zu Ende erfahren.“

Von diesem Augenblick an war die alte Ruhe wieder in den Bewohner von Blanksruh eingekehrt, bevor aber die Zeit gekommen, wo er Alles erfuhr, mußte er seine Geduld von Neuem auf die Probe stellen, denn als die beiden Herren zur Freude Esther's zu Hause angelangt waren, bestand Frau Mausgrau vor allen Dingen darauf, sich ohne Zeitverlust an den Tisch zu setzen, da sie sonst für nichts stehen und keine Ehre mit ihrer und Esther's Kochkunst einlegen könne, was man ihr denn auch zu Gefallen that.

Esther beobachtete, als man bei Tische saß, ihren Vater genau und bald hatte sie entdeckt, daß er etwas Wichtiges und Bedeutungsvolles auf dem Herzen trage, aber um so mehr wunderte sie sich, daß während des Essens nichts davon zu Tage kam, denn auch Doctor Blank sprach keine Frage aus, deren Beantwortung ihr einigen Aufschluß hätte geben können, und so sah sie wohl ein, daß man bei Tische nicht darüber sprechen wolle, obgleich es offenbar war, daß zwischen den beiden Männern etwas Geheimnißvolles obwalte.

Sie wurde sich darüber noch klarer, als die beiden Herren, sobald man abgespeist, sich in des Doctors Studirstube begaben, nachdem der Letztere sie gebeten,

ihre Unterredung nicht zu stören und in Ruhe abzuwarten, bis die Zeit heranrücke, wo man auch ihr sagen werde, was in der Luft schwebe und warum der heutige Tag eine so auffallende Ausnahme unter den sonst so ruhigen Tagen im Hause bilde.

So saßen denn die beiden Freunde völlig ungestört im stillen Zimmer beisammen und in einer halben Stunde hatte Moses Joël Alles berichtet, was ihm begegnet war. Nachdem aber der Doctor ihm noch zahllose Fragen vorgelegt, die er alle nach bestem Wissen beantwortet, senkte Jener den Kopf und begann sich schon wieder einem neuen Nachdenken über das nun zunächst Folgende hinzugeben.

„Ja,“ sagte er endlich, als Moses Joël alle seine Wissensvorräthe erschöpft, „Sie haben Recht, es ist gelungen, was wir so lange geplant, wenigstens der Anfang vom Ende ist mit Ihrer heutigen Unternehmung glücklich eingeleitet und ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens für Ihre werkthätige Hülfe, die kein Mensch auf der Welt so gut hätte leisten können, wie Sie. Nun aber beginnt endlich meine Aufgabe und sie wird mir nicht so leicht werden, wie Ihnen die Ihrige geworden ist, obgleich auch sie schwer genug gewesen sein mag. Sie haben den Ihnen in die Hand gegebenen Hammer mit wuchtiger Kraft ge-

schwungen und die von mir hinzugetragenen Kohlen haben das Feuer wirksam unterhalten. Nun aber muß das Unwetter auch über den guten Meyer losbrechen und er muß ebenfalls fühlen, daß es Natur- und Menschenkräfte giebt, die seinen Trotz und Eisenwillen zu brechen vermögen."

Moses Joël lächelte still vor sich hin, als er den Freund wieder nach dem alten Bilde greifen sah und alsobald sagte er: „Ja, der Meyer! Liegt es etwa in Ihrem wohldurchdachten Plan, daß ich auch ihm meine Aufwartung mache, wie ich sie eben dem Baron gemacht?"

Doctor Blank schüttelte sanft den Kopf und versetzte: „Nein, lieber Joël, das liegt nicht in meinem Plan und so weit ich in die Ferne sehen kann, wird Ihre Hülfe im Allgemeinen nicht mehr in Anspruch genommen zu werden brauchen, obgleich ich damit nicht sagen will, daß Sie hier schon jetzt entbehrlich oder gar überflüssig sind. Ach nein, Sie werden sogar noch Arbeit genug für sich selber finden, doch ist die Zeit dazu noch nicht da. Was aber den Meyer betrifft, auf den allerdings jetzt zunächst mein Augenmerk gerichtet ist, so will ich ihn einem anderen Genius überlassen, der ihn langsam und sanft auf das Kommende vorbereiten und ihn für meine Bearbeitung geschickt

und gefügig machen soll. Und dieser gute Genius ist schon lange von mir dazu auserwählt und es wird kein anderer als — Ihre Tochter sein."

„Esther?" fragte Joël mit einiger Ueberraschung. „Was kann die darin thun, und wird sie im Stande sein, auf den starren Mann so einzuwirken, wie es hier doch wohl nothwendig geschehen muß?"

Doctor Blank ließ sein altes gutmüthiges schlaues Lächeln blicken und sah den Freund still forschend von der Seite an. „Lieber Joël," sagte er und legte seine Hand mit nachdrücklicher Festigkeit auf des alten Mannes Schulter, „wenn Sie noch nicht wissen, warum ich gerade Esther diese kleine Aufgabe gestellt, so werden Sie es bald erfahren. Daß auch ihr — der Freundin Thusnelda's — daran gelegen sein muß, dem Meyer eine angenehme Ueberraschung oder gar eine Freude zu bereiten, das wissen Sie aber doch wohl. Wenigstens, dächte ich, hat sie mit Ihnen genug über ihn und seine Familie gesprochen, und sollte das nicht in dem Maaße und Umfange geschehen sein, als ich erwartete, so werden wir Beide künftig noch ein ernstes Wort darüber zu reden haben. Jetzt aber stören Sie mir meinen Plan nicht, denn Sie wissen, ich habe immer meine Gründe, warum ich etwas gerade so und nicht anders angreife."

Moses Joël, dessen Gesicht allmälig sehr ernst geworden war, nickte bei den letzten Worten und seufzte leise auf. „Helf Gott! ja, das weiß ich,“ sagte er, „und ich will Ihnen Ihre Pläne gewiß nicht stören. So reden Sie denn mit Esther und stellen Sie ihr ihre Aufgabe. Ob sie sie lösen kann, vermag ich nicht zu entscheiden, da ich nicht weiß —“ fügte er mit einem heiteren Aufblick hinzu — „wie tief sie in Ihre geheimen Wissenschaften eingedrungen ist. — Doch halt,“ fuhr er gleich darauf fort, „Sie haben mir neulich versprochen, mich auch einmal auf Ihre Warte zu führen und den Sternenhimmel in seinem vollen Glanz durch Ihre Gläser betrachten zu lassen, von dem mir Esther Wunderdinge erzählt hat. Meinen Sie, daß das Wetter es heute Abend erlauben wird? Denn wer weiß, wie lange ich noch bei Ihnen bleiben kann und ich möchte auch an die Sterne glauben lernen, denen Sie Zeit Ihres Lebens ein so großes Vertrauen geschenkt.“

Doctor Blank trat an das Fenster und sah nach dem Himmel empor. Nachdem er ihn aber eine Weile geprüft, sagte er: „Ich glaube, daß es gehen wird; die Luft ist oben klar geworden und nur die Erde liegt noch im Trüben. Sie haben Recht, wir haben uns den ganzen Tag über mit den Dingen auf dieser Erde

beschäftigt und so wollen wir ein paar Stunden der Nacht einmal dem Himmel widmen. Ja, kommen Sie mit mir hinauf, Esther kann uns begleiten und da werde ich Sie den Stern bewundern lassen, der mir das Geheimniß enthüllt, dessen Lösung wir jetzt entgegengehen und dessen Schleier langsam heben zu helfen, Sie heute einen so guten Willen gezeigt. Wir wollen aber bei Zeiten hinaufgehen, damit auch Sie einen Ueberblick über das kleine Stück Welt gewinnen, das Esther so lieb gewonnen hat, zuvor aber will ich mit ihr ein kurzes Gespräch führen und ihr ihre Aufgabe für morgen zuertheilen."

Moses Joël nickte beistimmend und so begaben sie sich wieder in den Garten, in dem sie Esther eben bei den Blumen beschäftigt sahen. Doctor Blank gab ihr einen Wink und augenblicklich stand sie an seiner Seite.

„Mein liebes Kind," sagte er freundlich, „folge mir eine Strecke in den Wald, ich habe mit Dir zu reden, denn nun ist die Zeit auch für Dich gekommen, in unser ernstes Bündniß eingeweiht zu werden."

Sie sah ihn mit ihren großen dunklen Augen freudig an und trat alsbald mit ihm durch die kleine Heckenpforte in den Wald hinaus; als sie nun aber allein waren und langsam den vor ihnen liegenden

Weg verfolgten, legte er ihren Arm in den seinen und sprach mit ruhiger und unendlich sanfter Miene:

„Ja, mein Kind, es ist ein ernstes und gewichtiges Wort, welches ich jetzt mit Dir reden will und Du wirst mit Deinem geistigen Scharfblick schon längst erkannt haben, daß es kein Kinderspiel ist, was ich mit Deinem Vater, seitdem er hier weilt, zu verhandeln hatte. Nun denn, ich will Dir etwas näheren Aufschluß darüber geben und so sage ich Dir, es handelte sich hierbei nicht um uns, sondern um Andere, deren Wohl mir eben so sehr am Herzen liegt, wie mein eigenes, wenn nicht noch mehr. Bist Du nun geneigt, auch Deinerseits dazu beizutragen, Deiner Freundin Thusnelda Saaltrup und wahrscheinlich auch ihrem Vater und Bruder eine Freude zu bereiten?"

Sie sah ihn freudig lächelnd von der Seite an, nickte beifällig und erwiderte: „Gewiß, Herr Doctor, und von Herzen gern will ich das Meine dazu beitragen, die guten Menschen froh und glücklich zu machen."

„Nun, das dachte ich wohl und so will ich Dir zuerst erzählen, was sich mit dem Beistande Deines wackeren Vaters heute auf Strachnitz zugetragen hat." — Und er berichtete ihr ausführlich, zu welchem Zweck Moses Joël heute dahin gefahren, welche Mittel und

Mühe er angewandt, diesen Zweck zu erreichen und wie ihm endlich die schwere Aufgabe bei dem bösen Manne gelungen war, dem Gott ein so edles Weib zur Gattin und einen so braven Sohn geschenkt, die Beide in ihrem ganzen Werth zu erkennen und zu würdigen er nicht im Geringsten im Stande gewesen.

Esther hatte ihm aufmerksam zugehört und als er schwieg, schmiegte sie sich fest an ihn an, blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf und sagte mit überströmendem Gefühl: „O mein Gott, wie gut und edel ist das von Ihnen, Herr Doctor!“

„Still, Kind, lobe mich nicht,“ unterbrach er sie hastig, „jeder Mensch thut und handelt nach seinem Vermögen und Gewissen; mein Gewissen aber schrieb mir diese Handlungsweise vor und glücklicher Weise stand mir auch das Vermögen zur Seite. Sieh, es hat mir ja persönlich nichts gekostet; ich habe ihnen nur gegeben, was ihnen gebührte und so verdiene ich Dein wohlgemeintes Lob nicht. — Aber nun,“ fuhr er fort, „kommt ein anderes Bild und darin mußt Du handelnd auftreten, da ich ja weiß, daß auch Du dazu das Vermögen hast, und für jetzt kommt es nur darauf an, ob Du auch den Willen dazu besitzest. Vor allen Dingen nämlich muß nun der Meyer erfahren, daß Armin von Strachnitz seinem Vater sein Gut ab-

gepachtet hat, was dieser selbst noch nicht weiß und ahnt und was er erst durch Thusnelda oder Reinhard erfahren wird, denn ich will mich auch jetzt noch nicht in die vorderste Reihe stellen und erst morgen früh, nachdem Du mir vorgearbeitet, werde ich dem Meyer die Gründe meines so geheimnißvollen Handelns entwickeln. Er muß diese Nachricht aber auf eine geschickte und scheinbar zufällige Weise erhalten und dazu eben habe ich Dich gewählt, weil ich von Deiner Klugheit und Umsicht die beste Meinung hege und Dir die Fähigkeit zu solchem Unternehmen zutraue. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen, Herr Doctor, aber wie soll ich es beginnen?"

Er gab ihr in einigen Worten ungefähr die Richtschnur dazu an, aber sobald sie seinen Plan durchschaut, frohlockte sie laut und rief: „O, das wird ja nur eine leichte Arbeit für mich sein! Wann soll ich sie ausführen?"

„Morgen in aller Frühe und Du kannst meinen Wagen nehmen und nach dem Spiegelhof fahren."

„Nein, Herr Doctor, lassen Sie mich lieber gehen. Im Gehen kann ich viel besser überlegen, was ich sprechen will, und der Weg ist ja auch gut und gar nicht weit."

„Wohlan," sagte er, „so geh zu Fuß, wenn Dir das lieber ist, aber halte Dich nicht lange bei Thusnelda oder Reinhard auf, wenn sie Dir zuerst in den Weg treten sollten. Der Meyer ist und bleibt diesmal die Hauptsache. Und sobald ich annehmen kann, daß Du meinen Auftrag ausgerichtet, werde ich selbst mit Deinem Vater nach dem Spiegelhof kommen und da sollst Du und sollen seine Kinder zugegen sein, wenn ich ihm die Gründe auseinandersetze, warum ich so lange geheimnißvoll gehandelt habe, und alle Räthsel, die Dir und ihnen jetzt noch verborgen sind, sollen Euch gelöst werden. Du siehst, ich habe einer schweren Tag vor mir und Du sollst ihn mir durch Deinen Beistand auf eine angenehme Weise einleiten und erleichtern. Bist Du entschlossen, nach meinem Wunsch zu handeln?"

Statt aller Antwort umschlang sie ihn und küßte ihn auf die Wange. „Ja," sagte sie dann, „ich bin entschlossen und ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht umsonst geschenkt."

„So ist es gut und wir haben kein Wort mehr darüber zu sprechen. Komm also zu Deinem Vater zurück und heute Abend begleite uns auf die Warte. Da will ich ihm meine Sterne zeigen und er soll

erfahren, daß auch sie zu den Menschen, die sie verstehen, reden können."

Es war ein prachtvoller Morgen. Nach längerer Zeit war die Sonne zum ersten Mal wieder vollkommen klar hinter den Bergen aufgestiegen und überfluthete Wald und Flur schon in den ersten Tagesstunden mit ihrem goldenen Licht. Wolkenlos wölbte sich der Himmel in seiner herrlichsten Bläue über die Erde, eine würzige Luft strömten die vom Thau benetzten Blätter, das Moos und die Gräser aus und eine belebende Frische zog auf den Schwingen eines milden Ostwinds daher, der die Laubkronen sanft bewegte und jenes anmuthige Rauschen und Säuseln vernehmen ließ, welches dem menschlichen Ohr das rastlos arbeitende Leben und Weben in der Natur verräth. Auch die zahllosen Vögel und wilden Bienen, die den großen Wald bevölkerten, ließen ihre Freude über den sonnenhellen Tag aus, denn sie sangen und summten in den Höhen und auf den Zweigen ihr ewig schönes melodisches Sommerlied in die balsamische Luft hinaus.

Esther war schon bald nach sechs Uhr zu ihrem Gange gerüstet und hatte sich zuerst zu ihrem Vater begeben, um ihm einen guten Morgen zu bieten und

zugleich Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war auch schon lange wach und stand am geöffneten Fenster, um die Morgenfrische des schönen Waldes aus erster Hand zu genießen. Als er sein liebliches Kind im leichten, roth und weißgestreiften Sommerkleide, den zierlichen Strohhut auf dem dunklen Haar, die Augen voller Leben und die Wangen mit den Blüthen der Jugend geschmückt, vor sich hintreten sah, zuckte süße Vaterfreude über sein faltiges Gesicht und er umfaßte sie zärtlich, um sie an sein Herz zu drücken.

„Helf Gott!“ sagte er in seiner immer so treuherzig klingenden patriarchalischen Weise, „bist Du schon gerüstet? O, es ist ja noch so früh und Du kommst zu zeitig auf dem Spiegelhof an.“

„Nein, lieber Vater,“ erwiderte sie, „ich komme nicht zu zeitig dahin und muß mich sogar beeilen, daß ich nicht zu spät komme. Der Meyer steht immer früh auf und reitet oft gleich in den Wald, ich darf ihn aber heute nicht verfehlen.“

„Nein, da hast Du Recht. Aber, Kind, wenn der Doctor es Dir noch nicht gesagt haben sollte, so sage ich es Dir: bedenke, daß Du mit der Dir zu Theil gewordenen Aufgabe, die ich nun kenne, einen wichtigen Tag einleitest, ja für unsern guten Freund wird es sogar ein schwerer und heißer Tag, das wirst

Du erfahren, wenn er nachher mit mir nach dem Hofe kommt. Aber er hat einmal den Vorsatz gefaßt, vor seinen Freunden die Siegel seines Geheimnisses zu lösen, und das ist auch mir recht lieb, denn dadurch wird mir für alle Zukunft viel heimliches Handeln erspart werden, das mir oft große Sorge und Mühe gemacht hat. So geh denn mit Gott und er schwebe um Dich und über Dir bei jedem Schritt, den Du unternehmen magst."

Er küßte sie noch einmal, dann entließ er sie und sah ihr vom Fenster aus nach, sobald sie aus dem Hause getreten war und so lange er sie mit den Augen erreichen konnte.

Als sie unten im Hausgange angekommen war, öffnete Doctor Blank gerade seine Thür, um sich zu ihrem Vater zu begeben und beim ersten Blick auf sein Gesicht, das immer seine innere Stimmung aussprach, bemerkte sie, daß dasselbe sehr ernst, aber ungemein fest und entschlossen aussah. Indessen lächelte er sie doch freundlich an, als sie ihm die Hand bot, und sagte: „Willst Du gehen, mein Kind?"

„Ja, ich will und — Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„So gehe mit Gott und ich werde Dir bald folgen und hoffe, daß er auch bei mir und mit mir sein wird.

Lebe wohl und grüße den Meyer und -- sein Haus. Adieu!"

Sie drückte ihm noch einmal die Hand und dann trat sie in den Garten hinaus, den sie flüchtig durchschritt und darauf bald, ohne sich noch einmal umzusehen, in den Wald gelangte. Aber auch der Doctor hatte ihr von der Thür aus nachgeblickt und als er sie so ruhig und wohlgemuth dahinschreiten sah, sagte er zu sich:

„Da geht sie hin und ahnt nicht, daß ich sie zu meiner Botin gewählt, um durch die Post, die sie bringt, bei dem starren Manne für sich selbst zu wirken. Wenn sie wüßte, warum ich gerade sie schicke, würde sie nicht so unbefangen und ruhig sein, wie sie sein muß. O, sie trägt bei alledem ein schweres Gewicht mit sich fort und doch schwebt sie so leicht dahin, als ob sie Flügel hätte. Ach ja, die sind der Jugend eigen und ich hatte sie einst auch, aber man hat sie mir bald gründlich beschnitten, so daß sie nie wieder gewachsen sind. Nun, mag sie gehen — leisten wird sie gewiß, was ihr aufgetragen, ich kenne sie. Sie wird mit ihrer Meldung eine gewaltige Wirkung üben, aber das soll sie auch, und wenn ich die meinige bringe, wird diese Wirkung noch gewaltiger sein. Doch nun

— zu Joël! Daß er heute bei mir ist, ist mir ein großer Trost, denn er allein kann ja nur bestätigen, daß ich in Allem die Wahrheit spreche.“ —

Sobald Esther das Haus im Rücken und den Wald erreicht hatte, so daß man sie vom Garten aus nicht mehr sehen konnte, fing sie etwas langsamer zu gehen an, denn nun begann sie zu denken und noch einmal zu überlegen, wie sie am leichtesten den ihr gewordenen Auftrag erfüllen könne. Aber ach, sie wußte noch nicht, daß alle Ueberlegung in solchen Momenten eigentlich überflüssig ist, da in der Regel Alles anders kommt, als man es erwartet und voraus berechnet hat. Was ihre Stimmung betrifft, so war sie voll Hoffnung und Vertrauen, wie es die Jugend immer ist, weder zaghaft noch übermüthig, denn, so sehr sie auch auf die Herzensgüte des Meyers baute, so fürchtete sie doch etwas seinen strengen Ernst, seinen Eigenwillen und die unerschütterlichen Vorurtheile, die er in Bezug auf die ihn umgebenden Verhältnisse hegte und die sich nur zu oft in seinen Handlungen, namentlich aber in seinen ersten Aufwallungen geltend machten. Schließlich jedoch und als sie sich Alles noch einmal im Geist zurechtgelegt, sagte sie sich, daß ihre heutige Unternehmung im Ganzen sehr einfacher und harmloser Natur sei, daß sie ihm ja einzig und allein eine freudige Mit-

theilung zu überbringen habe, die nur den Zweck verfolge, den jungen Baron und seine in's Stocken gerathenen Verhältnisse bei ihm in ein vortheilhafteres Licht zu stellen und dadurch zu der theuren Thusnelda Glück das Ihrige beizutragen. Thusnelda aber war ja die Schwester des Mannes, den sie selbst im Stillen liebte, und das trug wesentlich dazu bei, sie in ihrem Entschluß zu befestigen und ihre Thatkraft zu steigern, und so gewann sie von Neuem Muth, wenn sie sich vor dem ersten Anblick des strengen Mannes zu fürchten begann.

Als sie aber mit allen diesen Gedanken zu Ende gekommen war, hatte sie bereits den größten Theil ihres Weges zurückgelegt und eben tauchte vor ihr in der Ferne rechts das Schilfrohr auf, das den großen Teich in der Nähe des Spiegelhofes umgab. Da, als sie einen Augenblick still stand, um ihrem Athem etwas Ruhe zu gönnen, denn sie war in den letzten Minuten unwillkürlich doch wieder etwas schneller gegangen, schrak sie zusammen; nicht weit von ihr kam der Meyer selber aus den Bäumen hervor, der einen Morgenspaziergang um den Teich gemacht zu haben schien, wie er so häufig that. Allein bald hatte sie sich wieder gefaßt und da auch der Meyer eben sein Auge nach ihr hinrichtete, hob sie ihren Sonnenschirm, den sie

geschlossen in der Hand trug, in die Höhe, wie um ihm von Weitem einen Gruß zuzusenden.

„Ah,“ sagte sie zu sich, „da ist er schon und meine Aufgabe beginnt also früher, als ich dachte. Nun, mein Vater sowohl wie der Doctor haben mir Gott zur Begleitung mit auf den Weg gegeben und das soll nicht umsonst geschehen sein. Er wird mir helfen, daß ich auf die rechte Weise vollbringe, was ich muß, und so will ich ihm mit gefaßtem Herzen entgegengehen.“

Auch der Meyer hatte die jetzt rasch näher Kommende schon bemerkt und auf der Stelle erkannt und als er ihre jugendlich elastische Gestalt so leicht und graziös in aufgeschürztem Kleide daherschreiten sah, nahm sein heute sehr ernstes Gesicht eine freundlichere Miene an, er nickte ihr lächelnd zu und ging ihr mit seinem ruhigen Schritt langsam entgegen, indem er von seinem bisherigen Wege abbog und sich dadurch wieder etwas vom Hause entfernte.

„O, o,“ sagte er, als er sie erreicht, seinen Hut ein wenig lüftete und ihr die Hand bot, „Sie sind schon so früh auf dem Wege hierher? Das ist recht und da wird sich die Nella freuen, die Sie am liebsten alle Tage bei sich hätte. Sie bleiben doch ein paar Stündchen bei ihr?“

„Gewiß, lieber Herr Meyer, wenn Sie es erlauben, und so wünsche ich Ihnen zuerst einen recht fröhlichen guten Morgen! Sehen Sie doch, was wir für herrliches Wetter haben und das wird Ihren Roggen und Weizen gewiß bald zur Reife bringen. Aber —“ fuhr sie bedächtiger fort und schritt an seiner Seite wieder auf dem Wege um den Teich herum, den er unwillkürlich eingeschlagen — „daß ich heute so früh komme, hat seinen besonderen Grund. Ich habe nämlich ein kleines Geschäft auf dem Hofe zu verrichten, wovon Sie gewiß auch Kenntniß erhalten werden, aber zuerst bringe ich Ihnen die freundlichsten Grüße vom Herrn Doctor und auch von meinem Vater, der vorgestern Abend von seiner Reise zurückgekehrt ist und Sie mit seinem Wirthe noch heute Morgen besuchen wird.“

„Ah, das ist mir ja sehr angenehm,“ sagte der Meyer, der sich immer freute, wenn Gäste auf seinen stillen Hof kamen, „und da wollen wir bald nach dem Hause gehen und Nella sagen, daß sie sich auf ihre Gäste einrichtet, denn so früh lasse ich sie diesmal nicht von mir fort. — Also Ihr Vater ist wieder da? Na, darum sind Sie auch so lange nicht bei uns gewesen.“

„Lange?“ fragte sie und sah ihn schalkhaft lächelnd

von der Seite an, ich war ja erst vor einigen Tagen hier."

„Nun, mir kommt das etwas lange vor und Sie erkennen daraus, wie gern ich Sie bei uns sehe. — Doch, Sie sagten vorher, Sie hätten ein Geschäft auf dem Hofe — was ist denn das für eins?"

„Aha!" dachte Esther, „jetzt kommt's!" Und das Gesicht etwas zur Seite wendend, da sie selbst fühlte, daß es zu glühen begann, sagte sie vorsichtig, aber dreist: „Es ist eigentlich nur ein kleiner Liebesdienst, Herr Meyer, den ich Nella erweisen wollte. Ich weiß ja, welchen warmen Antheil sie und ihr Herr Bruder an dem jungen Baron von Strachnitz nehmen, und da wollte ich ihr zuerst das Glück desselben mittheilen, damit sie es — Herrn Reinhard sage."

Der Meyer spitzte merklich die Ohren und sein Gesicht nahm einen ganz eigenthümlichen, halb ernst verdutzten, halb lächelnd fragenden Ausdruck an. „Warmen Antheil?" fragte er, „an dem jungen Baron?" — „Aha," dachte er dabei, „da haben wir es — die ist mit im Bunde und das ist ja natürlich, haha!" — „Nun ja," fuhr er laut fort und dabei hefteten sich seine Augen mit fast schneidender Schärfe auf Esther, „aber welches Glück hat der Baron denn gehabt?"

„O,“ sagte Esther mit dem einschmeichelndsten Ton und der liebevollsten Miene, „ich glaube, es kann auch nicht schaden, wenn ich Ihnen zuerst den neusten Vorgang auf Strachnitz verrathe, Sie werden ihn ja doch bald genug erfahren. So hören Sie denn. Mein Vater, der, wie gesagt, vorgestern von seiner Reise zurückgekehrt ist und zufällig von den Verhältnissen auf Strachnitz Einiges erfahren hatte, ist gestern bei dem alten Baron gewesen und hat ihn gefragt, ob es wahr sei, daß er sein Gut verpachten wolle. Das hat er eingeräumt und da hat es mein Vater nach langen Verhandlungen im Namen des jungen Barons für einen namhaften Preis von dem alten Herrn für seinen Sohn gepachtet. So ist also der junge Baron von jetzt an völlig unabhängig und so lange Pächter von seines Vaters Gut, bis dieser stirbt und er als einziger Erbe in den wirklichen Besitz davon gelangt. Auch einen Theil der Schulden hat mein Vater, so viel ich weiß, auf irgend eine Weise zu tilgen unternommen und den Pachtzins aus den Mitteln eines unbekannten reichen Mannes, der dem jungen Baron schon lange wohlwill, für das ganze erste Jahr — ich glaube sechstausend Thaler — im Voraus bezahlt, damit der geldbedürftige alte Herr auf der Stelle zu etwas Baarem kommt.“

Der Meyer stand still, blickte voll namenlosen Staunens bald den blauen Himmel, bald das junge Mädchen an, das so Wunderbares sprach, und war vor innerer Erregung ganz stumm geworden. „Wie," sagte er endlich, „der junge Baron hat seinem Vater durch die Hülfe eines unbekannten Beschützers, der also wirklich existirt, das Gut bis zu seinem Tode abgepachtet? Und sechstausend Thaler hat er gleich für das ganze erste Jahr auf den Tisch gelegt? Kind, das verstehe ich nicht, das paßt nicht in meinen dummen Kopf, in dem es mir mit einem Mal wirbelt und brummt, als ob mir der Verstand still stände. Sie werden sich am Ende verhört haben?"

„Gewiß nicht, Herr Meyer, es ist buchstäblich wahr, was ich Ihnen sage. Ich verstehe es freilich eigentlich auch nicht, aber der Herr Doctor hat es mir erzählt und mein Vater hat es bestätigt, und Beide kommen deshalb nachher zu Ihnen, um Ihnen die Geschichte mit allen Nebenumständen klar auseinanderzusetzen."

Der Meyer kam aus seinem Erstaunen gar nicht heraus, schüttelte mehrmals den Kopf und starrte immer wieder das so ehrlich sprechende Mädchen an. Aber ihr schönes Gesicht sah so reizend dabei aus, ihre Miene war so verlockend freundlich und sie nickte

ihm so vertraulich zu, als wollte sie ihre Aussage damit bestätigen, daß er beinahe eben so in ihrem Anschauen verloren war, als ihn die wunderbare Neuigkeit, die sie brachte, in Anspruch nahm. Plötzlich aber blieb sie stehen, denn sie waren wieder weiter gegangen und an eine Stelle gelangt, wo man den schilfumkränzten Teich ungehindert übersehen konnte, der bei der goldenen Morgenbeleuchtung einen wahrhaft schönen Anblick bot.

„O," sagte sie, auf das ruhige Gewässer deutend, auf dem die beiden Schwäne majestätisch umherruderten und die Enten eben lebhaft zu schnattern begannen, „sehen Sie doch, wie wunderbar lieblich das ist! Was sind Sie doch für ein glücklicher Mann, daß Sie einen so schönen Besitz haben! Ich könnte mir nichts Angenehmeres denken, als mein ganzes Leben lang auf einem solchen Waldhofe zu wohnen, recht thätig und fleißig zu sein und Alles und Jedes im besten Stande zu halten."

Der Meyer stand neben ihr still und schaute nicht auf den Teich und die im Sonnenlicht blitzende Gegend, um so mehr aber auf das also sprechende schöne Mädchen hin. Noch nie war sie ihm so zierlich und reizend vorgekommen, wie heute, und noch nie hatte ein Lob aus ihrem Munde, das seinen Hof betraf, ihm

so wohlgethan. Er schüttelte nur still den Kopf und wußte in Wahrheit nicht, was er auf ihre Worte erwidern sollte, da sie mit ihrer seltsamen Meldung ihn in einer Weise überrascht hatte, daß er sich noch gar nicht davon erholen konnte.

Sie bemerkte das Alles wohl und fuhr in ihrem munteren Geplauder unbeirrt fort, ohne noch einmal auf den Baron zurückzukommen; dabei aber schlug sie absichtlich den Weg nach dem Hause ein, wohin der Meyer ihr auch, was er gar nicht zu bemerken schien, ohne Widerstreben folgte. Als sie aber die kleine Thür erreicht, die, wenn man nicht durch die Tenne eintreten wollte, unmittelbar in den großen Küchenraum führte, blieb sie davor stehen, faßte seine Hand, als wolle sie einstweilen von ihm Abschied nehmen und sagte mit dem liebevollsten Lächeln:

„Herr Meyer, so will ich denn mit Ihrer Erlaubniß zu Nella gehen. Darf ich ihr denn auch das Glück des jungen Barons verkünden, damit sie es Herrn Reinhard sage? Ich mache gern Jemandem eine Freude und die werden die beiden Geschwister, die sich so lieben und den Baron so hoch schätzen, gewiß darüber haben.“

Der Meyer blickte sie wieder ganz verdutzt an und es kam ihm beinahe so vor, als ob er eine Maus und

sie eine Katze wäre, die mit ihm spielte. „Nun ja," sagte er in halber Verwirrung, „warum denn nicht? Es kann ihnen ja doch nicht lange verborgen bleiben, der Baron wird wohl bald von sich hören lassen, und wenn sich der Reinhard und die — die Nella darüber freuen, mir soll es recht sein."

„Lieber Herr Meyer," sagte da Esther und ihr hold erröthetes Gesicht blickte mit einer wunderbaren kindlichen Natürlichkeit zu ihm empor, „Sie sind ein so herzensguter Mann, Sie freuen sich auch wie ich — ich sehe es Ihnen an — an eines anderen Menschen Freude, und wenn — Sie nicht so groß wären, möchte ich Ihnen wohl — aus Dankbarkeit — einen herzlichen Kuß geben."

Der Meyer wurde blutroth und ein seltsam schmunzelndes Lächeln flog über sein braunes pockennarbiges Gesicht. „Oho," sagte er, „wenn Sie das thun wollen, dann kann ich mich auch klein machen!" Und er beugte seinen starren Kopf zu ihr nieder und sie gab ihm mit ihren frischen Lippen nicht einen, sondern ein paar herzliche Küsse, so daß dem alten Mann eine lange nicht gehabte Empfindung durch Mark und Bein rieselte.

Gleich darauf war sie in's Haus geschlüpft und der Meyer sah ihr träumerisch nach, selbst als die Thür

sich schon lange hinter ihr geschlossen hatte. Als er aber dann im langsamsten Schritt und mit niedergebeugtem Kopf seinen Weg um das lange Haus herum fortsetzte, um auf der anderen Seite in den Wald einzubiegen, fuhr er aus seinen Gedanken lebhaft in die Höhe und sagte zu sich:

„Das ist eine Creatur, wie sie mir noch niemals vor Augen gekommen ist, und sie hat mich — ordentlich warm gemacht. Nein, auf einen solchen Kuß oder so viele Küsse — aus Dankbarkeit — war ich heute wahrhaftig nicht vorbereitet und es ist mir nicht im Traum eingefallen, daß ich sie überhaupt noch in meinem Leben empfangen sollte. Diese kleine Jüdin ist ganz dazu geschaffen, selbst einen alten Stier, wie ich einer bin, um den Finger zu wickeln und ich muß mich in Acht nehmen, daß sie mir nicht den Kopf verdreht. — Na, aber was sie da von dem Baron gesagt," fuhr er nach einer Weile fort, „das ist ja kaum glaublich. Sechstausend Thaler! Und auf ein Jahr vorausbezahlt! Ha! Nun, das ist nicht zu viel, die kann es richtig einbringen, wenn der rechte Mann die Wirthschaft führt, aber wie hängt das Alles zusammen? Das begreife ein Anderer, nicht ich!"

So schritt er, tief in die seltsamsten Gedanken verloren, langsam in den Wald hinein und schüttelte

immer wieder den Kopf. „Also der alte Baron," sagte er nochmals, „hat sein Gut an seinen Sohn verpachtet? — Und der alte Joël hat das zu Stande gebracht? Wie soll ich das verstehen? Wo ist da das Verbindungsglied zwischen Beiden, denn ein verteufelt kluger Vermittler muß dabei geholfen haben, sonst kann ich es mir nicht erklären. Sollte der alte Jude etwa darum zu dem Doctor gekommen sein? — Ha, der Doctor!" sagte er plötzlich, blieb stehen und besann sich. — „Aber nein," fuhr er fort, „das kann ja nicht sein, was ich mir denke. Was für ein Interesse sollte der an dem jungen Mann nehmen, den er nicht einmal kennt oder, wie ich von Reinhard hörte, erst vorgestern zum ersten Mal gesehen hat? — Nun, ich mag es mir zurechtlegen, wie ich will, ich komme jetzt doch nicht dahinter. So wollen wir denn abwarten, was die Beiden bringen werden, denn sie wollen mich ja heute Morgen besuchen, hat mir das liebe Mädchen gesagt." —

So, noch immer seinen Gedanken nachhängend, die ihn theils in die Irre führten, theils auch wieder halb und halb das Richtige treffen ließen, ging er bald einige Schritte vorwärts, bald blieb er wieder stehen, als er plötzlich das Geräusch eines schnell herangaloppirenden Pferdes vernahm. Aus seinem Sinnen dadurch

geweckt, blickte er vor sich hin in die Ferne und da sah er auf dem Wege, der von der Gränze nach dem Spiegelhof führte, einen Reiter heransprengen, in dem er, sobald er ihm näher kam, zu seiner nicht geringen Verwunderung den jungen Baron von Strachnitz erkannte.

„Oho," sagte er, nun plötzlich wie durch innere Eingebung Esther's Mittheilungen Glauben schenkend, „der hat es eilig! Eine Hiobspost ist es nicht, die er bringt, denn da reitet man nicht so schnell."

In zwei Minuten war der Baron bis zu ihm gelangt und als der junge Mann den Meyer vor sich sah, parirte er augenblicklich sein schäumendes Pferd, sprang leicht wie eine Feder aus dem Sattel und nahm den Hut ab, um den ihm so glücklich begegnenden Herrn vom Hofe zu begrüßen. In demselben Augenblick kam zufällig ein Knecht daher und diesem übergab er das Pferd, mit der Bitte, es sofort in den Stall zu führen.

„Verzeihen Sie, Herr Meyer," sagte er nun, sich höflich vor dem ihn ernst anblickenden Mann verneigend, „daß ich mir erlaube, Ihren Knecht um diesen Dienst zu bitten, aber Sie werden es gewiß thun, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie oder Reinhard nothwendig

sprechen mußte, um Einem von Ihnen etwas sehr Ernstliches mitzutheilen."

Der Meyer nickte lächelnd, nahm ebenfalls den Hut ab und erwiderte: „Das hat gute Wege, Herr Baron, der Stall ist ja für die Pferde da. Aber Sie haben Ihren Fuchs tüchtig ausgreifen lassen, um mir so rasch wie möglich die freudige Nachricht selbst zu bringen, nicht wahr?"

„Die freudige Nachricht?" fragte der Baron, in ein sichtbares Staunen gerathend. „Daß ich nicht wüßte — doch ja, eine freudige Nachricht ist allerdings auch dabei und die sollen Sie sogar zuerst erfahren, aber ich habe auch eine traurige."

„O, Beides in einem Athem?" fragte der Meyer mit immer noch lächelndem Gesicht. „Nun, theilen Sie mir zuerst die freudige mit, die andere kann noch etwas warten."

„Gut denn," sagte der Baron und faßte schon in die Brusttasche, aus der er ein Päckchen vorsichtig zusammengewickelter Briefe zog, „so wollen wir damit beginnen. Aber bitte, lassen Sie uns noch etwas tiefer in den Wald gehen, damit uns vor der Hand Niemand stört."

Des Meyers Gesicht nahm einen etwas ernsteren Ausdruck an und er folgte willig dem langsam in den

Wald voranschreitenden Baron. „Sehen Sie hier," sagte dieser, „Sie bezweifelten neulich, daß ich einen unbekannten großmüthigen Beschützer habe, der mir jährlich fünfzehnhundert Thaler zukommen ließ. Nun habe ich aber vorgestern aus derselben Quelle, aus der ich alle diese früheren Briefe empfing, diesen letzten erhalten und da — lesen Sie ihn selbst, damit Sie sich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen."

Der Meyer, nicht gerade erbaut, daß die erste Unterhaltung zwischen ihm und dem Baron wieder auf diesen Gegenstand zurückkam, nahm schweigend den hingereichten Brief, blieb stehen und las die freundlichen Zeilen des Bankiers aus Cöln durch. Als er aber damit fertig war, sah er den Baron groß an und sagte: „Na, das ist wieder etwas ganz Neues und für Sie Angenehmes. Dreitausend Thaler! Hm! Ich gratulire Ihnen. Ja, ja, ich glaube es nun und es stimmt dies auch mit dem Anderen überein."

„Mit welchem Anderen?" fragte der Baron mit eben so überraschter wie ehrlicher Miene.

Der Meyer lachte beinahe laut auf. „Na ja," versetzte er, „Sie wollen nicht gleich damit heraus, aber es wird schon kommen und ich werde helfen. Doch zuvor wollen wir von dieser ersten freudigen Nachricht

abgehen und uns zur traurigen wenden. Was ist das für eine?“

Der Baron sah ihm tief ernst in's Gesicht und sagte ruhig: „Es ist die, daß mein Vater todtkrank darniederliegt und so konnte ich Ihnen ja wohl, wie Sie zu erwarten schienen, keine durchweg freudige Nachricht bringen.“

„Todtkrank?“ fragte der Meyer, mit einem Mal zu seinem ganzen Ernst zurückkehrend. „Oho! Das wäre! Ist er etwa vor Schreck erkrankt oder ist ihm sein bester Entschluß, den er jemals gefaßt, so in die Glieder gefahren?“

„Vor Schreck? Und sein bester Entschluß?“ fragte der Baron mit zunehmender Verwunderung. „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie nicht verstehe. Was soll denn das für ein Schreck und Entschluß sein?“

„Nun,“ sagte der Meyer gedehnt und indem wieder ein leises Lächeln über seine Züge flog, „daß Sie ihn so rasch entthront und auf einmal aus allen seinen Verlegenheiten gezogen haben. Na, ich gratulire auch dazu, obgleich ich wahrhaftig nicht weiß, wie die Sachen zugegangen sind.“

„Welche Sachen denn?“ fragte der Baron, nun höchlichst erstaunend, da er nicht wußte, was er von

dem besonnenen Mann, der sonst so klar und verständlich sprach, denken sollte. „Ich verstehe Sie wirklich nicht.“

„Nun, wenn Sie durchaus nicht mit der Sprache herauswollen, dann will ich Ihnen in der That helfen. Ich meine, daß Sie Ihres Vaters Gut auf seine Lebenszeit gepachtet und also vorläufig in eigene Bewirthschaftung genommen haben, bis es Ihnen nach seinem Tode von selbst zufallen wird. Und diese Geschichte hat ihn am Ende so alterirt, daß er davon krank geworden ist.“

Der Baron hatte nur die ersten Sätze gehört und verstanden und es wurde ihm dem so seltsam sprechenden Manne gegenüber selbst ganz seltsam zu Muthe. „Auf seine Lebenszeit gepachtet? Sein Gut?“ fragte er. „Nein, lieber Herr Meyer, sehen Sie mich nicht so verwundert an, ich verstehe Sie wahrhaftig nicht. Was meinen Sie damit?“

„Na,“ rief der Meyer fast heftig und in leichten Unwillen gerathend, „dann steht mir auch der Verstand still. Sie wollen mich, wie es scheint, nicht verstehen. Ich meine, daß Ihr Vater sich mit seinen Gläubigern abgefunden und einem von diesen, der es mit Ihnen gut zu meinen scheint, sein Gut für Sie — ja, für Sie — verpachtet hat. Sie sind also

jetzt Pächter von Strachnitz, wie Sie einst der Erbe davon sein werden. Ich gratulire noch einmal."

Der Baron nahm seinen Hut ab und faßte sich an die Stirn, von der die hellen Schweißtropfen niederrieselten. „Nein," sagte er, jetzt völlig ruhig werdend, „das begreife ich wirklich nicht und kann ich nicht begreifen. Da muß irgend ein Irrthum oder Mißverständniß oder gar ein Geheimniß obwalten, das ich nicht durchdringen kann."

„Das meine ich auch," sagte nun der Meyer, „und ich kann es auch nicht durchdringen. Doch wenn mich nicht Alles täuscht, so steckt der Doctor Blank dahinter, denn warum ist dieser reiche Jude, dieser Joël, dessen Tochter bei ihm wohnt und die mir eben die Geschichte von der Pachtung hinterbracht hat, gestern bei Ihrem Vater gewesen, ja dieser Jude, der erste, vor dem, wie vor seiner Tochter, ich einen gewaltigen Respect habe, oder wissen Sie etwa nicht, daß der Joël gestern bei Ihrem Vater war?"

„Gewiß weiß ich das, ich habe ihn ja selbst gesehen, als er kam. Was sie aber verhandelt, davon weiß ich und kein Mensch ein Wort, denn kaum war Herr Joël wieder abgefahren, mit dem mein Vater, wie sein Diener gehört, sich kurz vorher ganz munter unterhalten, so fanden wir ihn in seinem Zimmer lang

auf dem Teppich ausgestreckt liegen, in den Händen sechstausend Thaler in Papierscheinen haltend, von denen Niemand weiß, was sie zu bedeuten haben, und der alsbald herbeigerufene Arzt hat erklärt, daß ihn ein Nervenschlag getroffen."

Als der Meyer dies vernahm, kam ihm wenigstens einige Klarheit in die verworrene Sachlage. „Aha, so also steht es," sagte er, voller Theilnahme auf den jungen Baron blickend, „und nun wird mir mit einem Mal Vieles begreiflich. So können Sie ja auch gar nicht wissen, was zwischen Ihrem Vater und dem Bankier Joël vorgefallen ist —" und nun erzählte er, was er eben von Esther erfahren.

Der Baron war stumm geworden und wiederholt blickte er den Meyer mit völlig überraschter, aber auch freudig forschender Miene an. „Also das ist es," sagte er nachdenklich. „O mein Gott, wer wird uns darüber vollkommene Klarheit geben, deren ich in diesem absonderlichen Fall so bedürftig bin!"

„Na, das hat keine Noth," versetzte der Meyer. „Warten Sie es nur geduldig ab. Doctor Blank und Moses Joël selbst haben sich mir durch des Letzteren Tochter auf heute Morgen zu einem Besuch ansagen lassen und ich erwarte sie in der nächsten Stunde. Kommen Sie also einstweilen hinein und erholen Sie

sich etwas. Sie sehen angegriffen und verstört genug aus, aber alle diese seltsamen Begebenheiten sind auch danach angethan, Einem den Kopf verdreht zu machen."

„O," sagte der Baron, sich wieder die Stirn trocknend, „Doctor Blank kommt zu Ihnen und der Jude mit ihm?"

„Ja, der Doctor, und der hat zu allen Räthseln den Schlüssel in der Hand; so hat mir das junge schöne Mädchen gesagt, das da drinnen bei der Nella sitzt und das Sie nun endlich auch kennen lernen sollen."

„Das ist ja wunderbar!" sagte der Baron, der sich von allem Neuen, was er eben gehört, gar nicht erholen konnte.

„Ja, gewiß ist es wunderbar und ich habe immer gewußt und auch gesagt, daß dieser Mann etwas Geheimnißvolles an und in sich trägt, das etwas zu bedeuten hat. Jetzt wissen wir, daß ich Recht hatte, aber ich bin um so gespannter darauf, wie die Sache sich entwickeln und was nun endlich zu Tage kommen wird."

Während dieses Gesprächs hatten sie sich längst umgedreht, waren nach dem Hause zurückgekehrt und in die Tenne eingetreten, wo der Baron nur einen Augenblick nach seinem Pferde sah und dann dem

Hausherrn in dessen Wohnzimmer folgte, in dem er neulich eine so schwere Stunde verbracht. Die Erinnerung daran mußte in demselben Augenblick in beiden Männern auftauchen, denn sie sahen sich plötzlich mit einem verständnißvollen Blick an und gleich darauf bot der Meyer dem Baron freimüthig die Hand und sagte:

„Blicken Sie nicht zu sorgenvoll, Herr Baron, Ihre jetzige Lage scheint mir nicht danach angethan zu sein, sich besonderen Befürchtungen hinzugeben. Allerdings ist Ihr Herr Vater schwerkrank, wie Sie sagen, und das ist für einen Sohn immer mit Schmerz verbunden, mögen die Verhältnisse zwischen beiden auch noch so mißlich sein, allein das kann sich ändern und — bessern. Vor der Hand geben Sie sich nur der Hoffnung hin, daß jetzt, da Sie Pächter von Strachnitz sind, Alles sich bald besser daselbst gestalten wird, und nun wird endlich auch die Zeit gekommen sein, daß ich selbst Ihnen meinen Rath ertheile, wenn Sie ihn auch nicht ausdrücklich verlangen. Doch davon sprechen wir heute noch nicht, erst müssen wir den Doctor und seinen Gast abwarten, und was die uns bringen, wird uns alles Uebrige leicht und klar erscheinen lassen. — Daß Sie Reinhard nicht gleich hier finden, wollen wir unerörtert lassen. Ich kann mir denken, wo er steckt. Die Esther ist bei meiner

Tochter und da werden die Drei wohl auch an der Nuß zu knacken versuchen, die wir Beide nicht aufbeißen können. — Doch halt, was ist das? Da kommt ein Wagen, die Hunde heulen wie Teufel und da — da, der dummste Teufel mit seiner Peitsche ist auch dabei — es sind also die erwarteten Herren."

Beide Männer waren, als sich das Hundegebell und das fürchterliche Peitschenknallen vernehmen ließ, an ein Fenster getreten und in demselben Augenblick fuhren Doctor Blank und Joël in dem kleinen Ponywagen vorüber. „Na ja, da sind sie schon," sagte der Meyer, „und sie machen verteufelt ernste Gesichter. Oho, wer auf das, was sie bringen, so neugierig ist, wie ich, der kann nicht behaupten, daß er nie diese Alteweibertugend gekannt. Doch nun entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur den Herren entgegengehen, sie begrüßen und dann gleich hier hereinführen."

Als er das Zimmer verlassen hatte, blieb der Baron in einer unbeschreiblichen Gemüthsbewegung und Spannung zurück, denn Alles, was er so eben erfahren, überstieg alle seine Erwartungen so weit und erweckte seine Hoffnungen auf den einstigen Besitz Thusnelda's mit so neuer Gluth und Kraft, daß er im Augenblick nicht wußte, worauf er seine Gedanken richten, was

er zuerst bedenken und wie er sich überhaupt jetzt dem Meyer und dessen Freunden gegenüber verhalten solle. Am liebsten freilich wäre er, die Abwesenheit des Hausherrn benutzend und alle ihn umgebenden Schranken gewaltsam durchbrechend, in Thusnelda's Zimmer geeilt, in dem er sie, ihren Bruder und eine fremde Stimme, wahrscheinlich die der jungen Jüdin, abwechselnd sprechen hörte, um ihr nur einmal wieder froher als neulich in's Auge zu schauen und die Hand zu drücken, allein der Meyer konnte ja jeden Augenblick mit seinen Gästen zurückkehren und so durfte er das Zimmer nicht verlassen, um die, wie es ihm schien, so plötzlich gewonnene gute Meinung des wackeren und für ihn so bedeutsamen Mannes nicht wieder einzubüßen.

Indessen mußte er etwas länger auf das Erscheinen der drei Männer warten, als er gedacht, denn die Begrüßung des Meyers und Joëls, die sich so lange nicht gesehen, nahm einige Zeit hinweg. Endlich jedoch hörte er ihre Schritte sich der Thür nähern und gleich darauf kamen sie herein, und in der That mit so ernsten und vielsagenden Gesichtern, daß sie dem seinen, auf dem die vorherige Spannung jetzt den höchsten Grad erreicht, vollkommen entsprachen.

Der Meyer hatte die Thür selbst geöffnet und hielt sie in der Hand, während seine Gäste in's Zim-

mer traten, und der Erste, der über die Schwelle schritt, war Doctor Blank. Kaum aber hatte er den jungen Baron erblickt, von dessen Anwesenheit der Meyer ihm nichts gesagt, so fuhr er, wie von leichtem Schreck erfaßt, einen Schritt zurück und blieb eine Weile sprachlos vor ihm stehen. Indessen dauerte diese unwillkürlich stutzende Bewegung nur wenige Secunden, sehr bald hatte der kluge Mann sich wieder in seiner Gewalt und so ging er gefaßt auf den Baron zu, streckte ihm seine Hand hin und sagte mit einer Stimme, die seine innere Erregung vollkommen wiedergab und einen zum Herzen sprechenden weicheren Ton denn je hören ließ:

„Guten Morgen, Herr Baron! Sie entschuldigen, daß ich einen Augenblick überrascht war, als ich Sie hier so unerwartet sah, denn unser guter Saaltrup hatte mir draußen nicht gesagt, daß Sie in seinem Hause seien. Allein wenn ich auch nicht darauf gerechnet hatte, Sie hier zu finden, so ist es mir bei genauerer Ueberlegung doch lieb, daß dies der Fall. Ich kam eigentlich nur hierher, um meinen Freunden, dem Meyer und seinen Kindern, eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen, und nun können Sie gleich ein Zeuge derselben sein, zumal Sie ja auch eine der Hauptpersonen sind, mit deren näheren Verhältnissen sich unsre heutige Unterhaltung beschäftigen wird. —

Doch zuerst erlauben Sie wohl, Sie meinem alten Freunde, Herrn Moses Joël aus Paderborn, vorzustellen, der auch gestern bei Ihrem Herrn Vater gewesen und mit Ihren persönlichen Verhältnissen viel genauer vertraut ist, als Sie voraussetzen mögen. — Und nun, lieber Joël," wandte er sich zu diesem, „hier sehen Sie den Sohn des Herrn Barons, für den Sie, ohne ihn persönlich zu kennen, gestern eine so prächtige Lanze gebrochen haben."

Die beiden vorgestellten Männer standen dicht vor einander und sahen sich mit schwer zu beschreibenden Blicken an. Unzweifelhaft wirkte die ehrwürdige Gestalt und das wohlwollende Antlitz Moses Joël's bedeutender und ganz anders auf den Baron ein, als dieser es erwartet haben mochte, und Joël wiederum war von der angenehmen Persönlichkeit desselben sichtbar überrascht, da er ihn nach seiner äußeren Erscheinung kaum für den Sohn des alten verkommenen Mannes halten konnte, mit dem er gestern eine so bedeutsame Unterredung gehabt. Nachdem sich aber Beide längere Zeit schweigend und aufmerksam betrachtet, trat Moses Joël einen Schritt näher zu dem jungen Mann heran und sagte, sich eben so höflich wie freundlich verneigend:

„Wir sind uns schon einmal flüchtig begegnet, Herr

Baron, und das war in jener Nacht, als Sie mit Ihrem Freunde aus dem Kriege in die Heimath zurückkehrten. Ich befand mich damals in einiger Verlegenheit und Sie halfen mir darüber fort, und um Ihnen zu beweisen, daß ich kein undankbarer Mensch, habe ich mich gestern auch Ihrer Verlegenheit angenommen und sie hoffentlich für alle Zeiten beseitigt. Doch davon nachher. Doctor Blank wird Ihnen den vollkommensten Aufschluß über die Motive meines gestrigen Besuches bei Ihrem Herrn Vater geben und so will ich nur wünschen, daß dieser, wenn er etwa, was immerhin möglich ist, doch gegen sein Versprechen gehandelt und das Resultat unserer Besprechung verrathen, Ihnen mit seiner Mittheilung über das neue Verhältniß, in welches Sie zu ihm getreten sind, einige Freude bereitet hat."

„Das Letztere, Herr Joël, muß ich leider ablehnen," erwiderte der Baron, „obgleich ich Ihnen trotzdem für die Mühe, die Sie sich, wie es scheint, meinetwegen gegeben, dankbar bin. — Sie sehen mich so zweifelhaft fragend an," fuhr er fort, als Joël ihn verwundert anblickte, „aber es ist, wie ich sage. Nein, mein Herr, mein Vater hat mir gar keine Mittheilung über den Zweck Ihres gestrigen Besuches gemacht und er konnte es nicht, da er, unmittelbar nachdem Sie

ihn verlassen, von einer Art Schlaganfall betroffen wurde, der ihm die Besinnung raubte, die er auch bis zu dem Augenblick nicht wieder erlangt hatte, als ich heute Morgen Strachnitz verließ, um dem Herrn Meyer eine andere für mich höchst wichtige Mittheilung zu überbringen."

Moses Joël war über diese ihm ganz neue Nachricht eben so betroffen, wie Doctor Blank, denn Beide hatten ja keine Ahnung davon, welche trübe Botschaft der Baron dem Meyer vorher in Betreff seines Vaters überbracht hatte. „Das ist ja traurig," sagte er, indem er seine lebhaft funkelnden Augen dabei auf Doctor Blank richtete, „und das hatte ich in der That nicht erwartet. So wissen Sie also nicht, was zwischen Ihrem Herrn Vater und mir vorgefallen ist?"

„Kein Wort wußte ich, als ich vor einer halben Stunde hier ankam, und erst der Herr Meyer hat mir in flüchtigster Weise die erste Meldung darüber gemacht."

„Ja," nahm nun der Meyer das Wort, dem man schon lange angemerkt, daß er zu sprechen gewünscht, „der Baron hat Recht, meine Herren, und Sie treffen uns Beide in nicht geringer Verlegenheit. Und in diese Verlegenheit, so weit sie mich betrifft, haben mich nicht nur die Nachrichten versetzt, die mir der Baron, sondern vor Allem die, die Ihre Tochter, Herr Joël,

mir überbracht und die dem Baron mitzutheilen ich für meine erste Pflicht gehalten. So ist es denn an Ihnen, meine Herren, das Räthsel zu lösen, welches uns Alle umgiebt, und vor allen Dingen, lieber Doctor, sagen Sie mir, ob es denn wahr ist, was mir das junge Mädchen, das Sie als eine Botin der Freude in mein Haus geschickt haben, gesagt hat."

Eben wollte der Doctor das Wort nehmen und dem Meyer eine Erwiderung zukommen lassen, als die Thür nach Thusnelda's Zimmer aufging und diese selbst mit Esther und Reinhard in das heutige Versammlungszimmer trat. Augenblicklich, sobald sie sich sahen, eilten der Letztere und der Baron auf einander zu und reichten sich in stummer Begrüßung die Hände und der Druck Reinhard's sagte Jenem zur Genüge, welchen warmen Antheil er an Allem nehme, was auch er und seine Schwester so eben von Esther gehört.

Sodann aber wurde der Baron, nachdem er auch Thusnelda mit einem herzlichen und von ihr wohlverstandenen Blick flüchtig begrüßt, Esther Joël vorgestellt und Beide betrachteten sich eine Weile mit seltsam forschenden Blicken, da sie so viel von einander gehört und sich gegenseitig doch nun ganz anders fanden, als sie sich ihre Persönlichkeiten gedacht haben mochten. Offenbar aber war der Baron von der wunderbaren

Schönheit der jungen Jüdin, die mit lebhaft geröthetem Antlitz und blitzenden Augen vor ihm stand, zumeist betroffen, wenigstens verrieth das seine Miene dem aufmerksamen Reinhard, der ihn bei dieser Scene fest im Auge behielt und nicht wenig über den günstigen Eindruck erfreut war, den die Geliebte seines Herzens auf den Freund machte. Indessen konnten die jungen Leute sich fast nur mit Blicken unterhalten, da ihnen keine Zeit zu vielen Worten gelassen wurde, denn der Meyer, als Wirth, forderte jetzt alle Anwesenden auf, in dem geräumigen Zimmer Platz zu nehmen, und als man die Stühle um den großen Tisch gerückt und sich darauf gesetzt, wollte eben Doctor Blank das Wort ergreifen und die vorher an ihn gerichtete Frage des Meyers beantworten, als Moses Joël sich von dem Sopha, auf dem er neben dem Doctor saß, noch einmal erhob und, mit ernster Miene sich zu dem Meyer wendend, mit seiner milden Stimme, die aber durch ihren vibrirenden Ton verrieth, wie seine ganze Empfindung durch die vorher ausgesprochene Frage in Anspruch genommen war, sagte:

„Herr Meyer, entschuldigen Sie, daß ich statt meines Freundes, an den Sie vorher Ihre Frage richteten, zuerst das Wort ergreife, allein sie ist tief in mein Herz gedrungen und hat es lebhaft bewegt. Sie

fragten, ob mein Kind vorher zu Ihnen die Wahrheit gesprochen? Dagegen frage ich Sie: wann, ja wann hat mein Kind je die Unwahrheit gesagt? Ah, Sie schweigen, denn Sie wissen es nicht, und, damit Sie nie wieder an ihr zweifeln, sage ich Ihnen, daß ich sie von Kindheit an in Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit gegen Jedermann erzogen habe, und nie ist, eben so wenig wie ein unlauterer Gedanke in ihre Seele, ein von der Wahrheit abweichendes Wort über ihre Lippen gekommen. So hat sie auch heute nur die lautere Wahrheit gesprochen und allein um dieselbe zu bestätigen, hat mein Freund heute Morgen in meiner Begleitung seinen Fuß in Ihr Haus gesetzt."

Der Meyer war anfangs über den erregten, zugleich ernst und weich aus dem Herzen dringenden Ton des alten Juden etwas erstaunt gewesen und eine dunkle Röthe hatte sein strenges Gesicht überzogen, allmälig jedoch sammelte er sich, und mit einer Miene, in der schon gewissermaßen eine Abbitte seines Zweifels lag, sagte er:

„Es war ja nur eine unschuldige Frage, lieber Joël, und die müssen Sie mir verzeihen. In der Verfassung, in welcher ich mich durch die Fülle der mir zugekommenen Mittheilungen heute befinde, werden Sie es erklärlich finden, wenn ich Gewißheit und

Sicherheit in dem Ungewissen und Unsicheren suche, das mich von allen Seiten umgiebt, und so ist mir wohl die Frage erlaubt: wie hängt das Alles zusammen, was heute in meine Ohren gedrungen, und wer löst uns die Räthsel, in die wir Alle versponnen sind?"

Es entstand eine augenblickliche Pause, denn Alle blickten mit fragenden Blicken auf Doctor Blank hin, der sichtbar mit sich selber kämpfte, welche Antwort er dem Meyer zuerst geben sollte, da die Frage desselben und die darauf erfolgte Antwort Joëls ihm ganz unerwartet gekommen war und die von ihm geplante Auseinandersetzung ein wenig durchkreuzt hatte. Da war es aber wieder Moses Joël, der seines alten Freundes Empfindung erkannte und richtig auffaßte, und so nahm er nochmals das Wort und sagte, indem er sich zunächst an den Meyer wandte, aber seine Rede zugleich auch an alle Uebrigen richtete:

„Nun, meine Herrschaften, damit unser Aller Freund sich erst wieder in Ruhe fasse, um Ihnen den vollsten Aufschluß über sich und andere Personen zu geben, die in seinem stillen Leben eine so große Rolle gespielt haben und deren Schicksal vielleicht einer endlichen Entscheidung ganz nahe ist, so will ich Ihnen zuerst nur das nächste Räthsel lösen und so sage ich: Ja, es ist Alles wahr, was meine Tochter Ihnen vor-

her gesagt hat, Herr Meyer, und sie ward von meinem Freunde und mir abgeschickt, um Sie in gelindester Weise auf das vorzubereiten, was Sie jetzt aus unserem Munde vernehmen werden. So ist es denn zunächst wahr, daß ich gestern beim Herrn Baron von Strachnitz gewesen bin und ihm, da ich gehört, daß er sein Gut verkaufen wolle und damit mir kein Anderer darin zuvor-käme, den Kauf desselben angeboten habe. Allein er wies die einzige Bedingung starr zurück, unter der ich es erwerben wollte, und das war die, daß er zugestand, das für den Verkauf zu empfangende Geld nur auf den Namen und zum Nutzen seiner Gemahlin und seines Sohnes anzulegen, in keiner Weise aber darüber nach eigenem Gutdünken verfügen zu wollen. Daß nothwendige Gründe zu einer solchen Bedingung meinerseits vorhanden sind, wissen Sie und so brauche ich dieselben hier nicht nochmals zu entwickeln. Da nun mein beabsichtigter Gutskauf auf diese Weise nicht zu Stande kam, so schlug ich ihm, um ihn von dem unvermeidlichen pecuniären Untergange zu retten und seinen Angehörigen das ihnen gebührende Vermögen zu erhalten, eine Verpachtung desselben vor. Als er endlich darauf einging, zahlte ich ihm die zwischen uns vereinbarte Pachtsumme für das ganze erste Jahr in baarem Gelde ohne jede anderweitige Bedingung aus,

da er desselben zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse und zur Bezahlung einiger ihn am meisten drückenden Schulden benöthigt war, und so schloß ich mit ihm einen von ihm eigenhändig unterschriebenen Contrakt ab und erstand die Pachtung — nicht für mich, meine Herren, sondern im Auftrage eines anderen Näherbetheiligten — für seinen Sohn."

„Für mich?" rief Armin von Strachnitz mit hocherglühten Wangen und in heftigster Bewegung aus. „Also es ist wahr?"

„Ja, für Sie, Herr Baron!" fuhr Joël fort. „Aber damit Sie nicht mich für die Triebfeder dieser — ich sage es mit Freude und Stolz — dieser hochedlen und reiflich erwogenen Handlung halten, so bekenne ich Ihnen, daß ich nur das untergeordnete Mittel und Werkzeug, der Handlanger einer wohlthätigeren Hand, eines menschenfreundlicheren Herzens war und zwar — des Mannes da, der sein Gesicht so eben in seinen Händen verbirgt, um die Rührung nicht blicken zu lassen, die in diesem für ihn so bedeutungsvollen Moment sein ganzes Herz erfüllt. Doctor Blank — jetzt wende ich mich an Sie — heben Sie dreist Ihr Auge auf, öffnen Sie endlich Ihren Mund und reden Sie! Sie aber, Herr Baron, lernen Sie endlich auch einen Mann achten und lieben, der größere Anrechte

an Sie und Ihre Liebe hat, als Sie ahnen, wenigstens ist das seine Meinung, wenn auch keine Bande des Blutes zwischen Ihnen Beiden bestehen und nur ein unbegreiflich inniges und in diesem armen Menschenleben selten sichtbar werdendes Gefühl Sie und ihn — verknüpft."

Nach diesen mit großer Ruhe, aber doch merkbarer Erhebung gesprochenen Worten entstand eine athemlose Stille in der kleinen Versammlung und Aller Blicke wandten sich mit maaßloser Verwunderung und Spannung auf Doctor Blank, der jetzt seine Hände vom Gesicht genommen hatte und die glühende Röthe sichtbar werden ließ, die seine Wangen bedeckte. Aber es dauerte etwas lange, bis er es über sich gewann, auch seine zu Boden blickenden Augen zu den Gesichtern der auf ihn Schauenden zu erheben, endlich jedoch erlangte er die Kraft dazu und er sah alle im Kreise um ihn her Sitzenden der Reihe nach mild und freundlich an und erhob dann seine Stimme, die anfangs leise und zitternd klang, bald aber ihre volle Kraft wieder erhielt und mit nachhaltiger Wucht in ihre Herzen drang.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

Galen, Philipp,

Auch die Sterne Können reden Roman von Philipp Galen

Bd.: 3

Leipzig 1879